Kreuz und quer
durch
Nord-Amerika.

Reisen und Erlebnisse
von
Carl Friedrich Moritz Paul.

Dresden,
im Selbstverlage des Verfassers.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

764
B30-75

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

1962

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

C. F. M. Bill.

Kreuz und quer

durch

Nord=Amerika.

Reisen und Erlebnisse

von

Carl Friedrich Moritz Bill.

Dresden=A.

Druck von Ferd. Heinrich

1894.

Erster Abschnitt.

Inhalt des ersten Abschnittes.

Von New-York nach Colorado. — Las-Vegas. — Von Las-Vegas nach Lincoln. — Neu-Mexiko, das Vaterland der Cacteen. — Unsere Pferde gestohlen. — Heulen der Wölfe in der Nähe unserer Lagerstätte. — Drei Rasttage. — Hütte von Baumstämmen in der Nähe von Indianern. — Lincoln eine Oase. — In dem Dienste eines Rancho — Das Grab eines Rebellen. — Der versteinerte Menschenfuß. — Früchtetragende Cacteen. — Colibris. — Wilde Kartoffeln. — Wachtfeuer von Neger- und Indianersoldaten. — Abreise nach Texas am 8. Juni 1879. — Eine Räuberbande umsteht uns. — Ich werde krank. — Der Pekos-River. — Ein mörderisches Klima und seine Folgen. — Eine Klapperschlange in unserem Lager. — Von Poppes-Wells nach Concho. — Akazienschoten als Kornfutter für Pferde. — Hundert Meilen-Reise ohne Wasser. — Sandplateau und Indianerspuren. — Wie wir lebten. — Kampf mit einer großen Klapperschlange. — Fort Concho. — Durch die Urwälder von Texas. — Louisville in Kentuki. — Heimkehr. —

Hundert und dreißig Tage in Neu-Mexiko.

Motto:

„Wem Gott will rechte Gunst erweisen
Den schickt er in die weite Welt,
Dem will er seine Wunder weisen
In Flur und Wald, in Berg und Feld."

Wenn obiges Motto, wenn des Dichters Worte wahr sind, so bin auch ich ein solcher Günstling meines Vaters im Himmel, denn weit, sehr weit hat er mich geführt, den halben Erdkreis hab ich fast durchreist, und durch Gottes Führung manigfache Mühen und Gefahren überwunden.

Schon als junger Wandersmann stand ich auf den höchsten Bergen der Schweiz, umgeben von Wolken und ewigen Schnee, und die Wunder der Eiswelt entzückten meinen Sinn. Ich arbeitete in den größten Städten Rußlands, in Petersburg, Moskau, Odessa, Taganrog und Tiflis, mein Körper mußte die eisige Kälte des Nordens, wie die glühendste Hitze in den südlichen Steppen ertragen. In Folge der vielen Strapazen, die ich auf diesen Reisen zu ertragen hatte, wurde mein Körper abgehärtet und an Entbehrungen gewöhnt, so daß ich noch größere Reisen unternehmen konnte.

Nach längerem Aufenthalt in meinem deutschen Vaterlande, regte sich wieder der Wandertrieb in mir und ich entschloß mich im Mai 1878 nach Amerika auszuwandern, um mir dort im fernen Westen ein eigenes Heim zu gründen.

Von New-York nach Colorado.

Am 12. Mai 1878 schiffte ich mich an Bord der „Mosel" in Bremen ein. Das Schiff war groß und schön, ließ nichts zu wünschen übrig und nahm gegen 400 Passagiere auf

So Mancher betrat zaghaft und mit thränenfeuchten Augen die Schiffstreppe, galt es doch, dem Vaterlande, vielleicht auf immer, Lebewohl zu sagen. Beim Einsteigen wurden wir mit fröhlicher Musik empfangen und da die auf dem Schiffe angestellten Stewarts jeder ein Instrument spielen müssen, so hatten wir fast alle Tage während der Fahrt das Vergnügen, etwas musikalisches zu hören, wodurch der Reiz des sonst etwas einförmigen Seelebens ungemein erhöht wurde.

Die ersten 4 Tage herrschte das heiterste regste Leben. Die Langeweile wurde Nachmittags durch Tanz vertrieben, welcher auf dem Verdeck zwischen Tauen und Mastbäumen stattfand. Wenn die Stewarts nicht mehr spielten, so gab es Harmonikas, und das Musiciren dauerte oft bis in die Nacht hinein. Mit dem 5. Tage bekamen wir starken Wind, so daß durch den hohen Wellenschlag viele seekrank wurden. An Stelle der Musik traten nun andere Töne; da gab's ein Gurgeln, ein Niesen, ein Mundaufsperren; dabei sehen die Augen starr auf einen Punkt, das Gesicht ist weiß und fahl, der Körper verliert alle Haltungskraft, mitunter auch das Gleichgewicht, und je höher sich die Wellen thürmen, desto übler wird einem auch im Magen. Auch ich suchte mein Lager auf und bekam für etliche Tage die Seekrankheit.

Nach einer 14 tägigen Fahrt erreichten wir New-York, verließ es aber bald, um das Innere des Landes kennen zu lernen. Ich reiste zunächst durch Pennsylvanien, fuhr dann den Ohio-Fluß hinab bis Louisville, wo ich einige Wochen arbeitete. Weil ich jedoch glaubte, passendere Arbeit in den Maschinenfabriken zu finden, so fuhr ich auf dem Ohio und Missouri-River nach Kansas-City.

Viel, sehr viel Ungemach mußte ich auf meiner Reise nach Trinidat in Süd-Colorado ertragen.

In Trinidat angelangt, fand ich bei einem Büchsenmacher vorübergehend Arbeit. Die Arbeit war zwar leicht, doch konnte ich es nur 6 bis 8 Stunden des Tags aushalten; 4 bis 5 Stunden hatte ich unter Wechselfieber zu leiden. Sobald das Fieber eintrat, fror mich dermaßen, daß ich oft einen Fuß hoch auf meinem Lager in die Höhe geworfen wurde, und zwar selbst dann noch, wenn das Thermometer 20 bis 30 Grad Wärme aufwies. Im Rücken fängt der Kältereiz, der gewöhnlich etliche Stunden andauert, zuerst an;

dann tritt furchtbare Hitze ein und der Kopf muß schrecklich darunter leiden.

Vereinsamt, ohne Freunde und Bekannte lag ich da. Eine so vollständige Verlassenheit hätte vielleicht Manchen zur Verzweiflung getrieben, doch wird man solche wiederwärtige Ereignisse, denen man doch immer auf großen Reisen ausgesetzt ist, nach und nach gewöhnt.

Hier lernte ich auch den ersten Indianer kennen; die Meisten kamen, um Gewehre zu kaufen. Der Handel wurde gewöhnlich in der Zeichensprache geführt; nur einmal wurde der Häuptling eines Stammes, welcher Englisch verstand und in der Stadt wohnte, als Dolmetscher geholt. Auf ausdrücklichen Befehl durften keine Waffen an Indianer verkauft werden. Der Indianer, der die Waffen haben wollte, schien kein civilisirter zu sein, sein ganzes Auftreten war roh und wild; er handelte um eine Kugelbüchse, eine Doppelflinte und Munition, wollte aber nur 6 Dollar geben und zwei Schlafdecken. Während der Unterhandlung darüber kam er freundlich auf den Meister zu, reichte ihm die Hand, breitete die Arme aus, riß ihn mit Ungestüm an seine Brust, zum Zeichen, daß sie dann auf immer gute Freunde sein wollten; er bekam aber das Gewünschte unter 10 Dollar nicht, worüber er sehr erzürnt schien und den Meister kalt von sich stieß. Seine Kleidung bestand aus kurzer Hose, die Beine bis an die Knie mit Lappen umwickelt, aus selbstverfertigten Schuhen von Büffelfell und ohne Sohlen, und als Rock diente ihm, wie fast allen Indianern, eine über die Schulter geworfene Schlafdecke, welche civilisirte Indianer, am Rio Grande, aus grober Schafwolle sehr dauerhaft fabriciren; dieselbe dient des Nachts auch als Zudecke. Sein Haar war kohlschwarz, in Zöpfchen geflochten und an den Kopf festgesteckt. Aus einem der hinteren Zöpfe ragte gerade in die Höhe eine große Adlerfeder, und es sah aus, als wäre sie aus seinem Kopfe hervorgewachsen.

Dann und wann kam auch ein kleiner Indianerknabe, welcher Weintrauben verkaufte in die Stadt, er kam vom Rio Grande (großer Fluß) wo seine Eltern Feldbau trieben. Man sah es seinem gutmüthigen Wesen an, daß er zu den civilisirtesten seiner Stammesgenossen gehörte. Wenn er gefragt wurde: „Zu welchem Stamm zählst Du Dich“? „Pueblo“

sprach er dann heiter; es ist dies einer der besten Stämme, ich kaufte ihm mehrmals Früchte ab, wiewohl sie nicht viel taugten, und ich mehr dafür zahlen mußte, als in der Stadt. Viele Einwohner verwöhnen sie sehr, sie geben mehr, als die Früchte werth sind, um sie zu neuer Thätigkeit anzufachen, was jedoch den richtigen Zweck verfehlt. Der Indianer wird dadurch stolz gemacht und wird durch solches Mehrzahlen leicht verwöhnt.

Zu derselben Zeit als ich dort arbeitete, waren auch Cheygennen-Indianer aus ihren Territorium ausgebrochen und verübten schauderhafte Gräuelthaten. Sie verheerten das westliche Kansas und rückten schon auf Colorado zu, töteten fast Alles, was ihnen in den Weg kam, plünderten Farmen, brannten die Gebäude nieder, schlugen die Hirten todt und trieben deren Vieh weg, besonders die Ponnys, welche der Indianer gern zum Reiten benützt. Endlich schickte der General Sherman Soldaten und der Krieg begann. Die Indianer wehrten sich tapfer gegen ihren überlegenen, dreimal stärkeren Feind. Nach ungefähr 3 Wochen waren sie endlich gefangen, wurden aber dann von den Soldaten schauderhaft gemißhandelt, so daß ein Jeder, der ein fühlendes Herz besaß, für die Indianer Partei ergriff; hatten sie auch viel verschuldet, so sind sie doch immer die Betrogenen, die Heimathlosen, denn man vertrieb sie aus den schönsten Wäldern, wo sie als freie Jäger schweiften, in weniger für sie passende Prairien. Man sagt zwar, sie bekommen Kleidung, Nahrungsmittel u. s. w. aber leider entziehen ihnen hierbei Vieles die Agenten, durch welche ihnen diese Dinge zugeführt werden. Haben die Agenten ihre Taschen gefüllt, so verschwinden sie, und lassen den armen Indianern das leere Nachsehen, kein Wunder, wenn diese dann, auf's höchste erzürnt, auf Tod und Leben sich Bahn brechen und als Söhne der Wildniß ihre Freiheit suchen, die ihnen angeboren ist. Von den Soldaten wurden sie nun unter steten Mißhandlungen von einem Ort zum andern getrieben. Man wollte sie in die Gefangenschaft nach Florida bringen, doch sie erbaten sich lieber den Tod, anstatt gefangen und hierdurch entehrt zu sein. Ohne Wigwam, ohne Kleidung, fast ohne Nahrung, mußten sie wochenlang in den kalten, dürren Prairien campiren, und wurden von den Soldaten wie das Vieh behandelt.

Am 1. December, nachdem ich ein Vierteljahr hier zugebracht hatte, brach ich auf um eine Reise durch Neu-Mexiko zu machen.

Ich schritt anfangs über Gebirge, dann durch Prärien ohne Menschen zu treffen, und wenn dann die Königin des Tages mit ihren letzten Strahlen Abschied nimmt und sich keine menschliche Wohnung zeigen will, ist es als wenn ein guter Freund uns auf immer verließ.

Es war schon Nachts 10 Uhr, als ich 6 Erdhäuser traf und in einem derselben freundliche Aufnahme fand. Es wohnten hier Mexikaner, welche sich durch ihre dunkelbraune Gesichtsfarbe kennzeichnen.

Den andern Tag erreichte ich Fort Union, das Hauptfort von Neu-Mexiko. Hier liegen die höheren Offiziere und die Hauptmacht der Soldaten, gegen 600 Mann. Bricht in irgend einem Bezirk Unruhe aus, sei es durch Indianerstämme oder durch Rebellion verursacht (denn die verschiedenen Parteien, die hier vorhanden sind, stehen einander stets feindselig gegenüber), so hat Fort Union den Besatzungen der kleineren Forts, die um Hilfe bitten, sofort Mannschaften 2c. zu stellen. Hier werden auch civilisirte Indianer zu tüchtigen Soldaten herangebildet, die dann im Kampfe auf Streifzügen vorzüglich sein sollen; sie werden als Kundschafter, Spione und Dolmetscher verwendet. Sie kennen die Verschlagenheit und List ihrer Stammesgenossen, wissen ihnen auszuweichen und doch beizukommen. Das Fort ist schön und fest gebaut; alle Kasernen sind massive zweistöckige Häuser und in mehreren Fronten angelegt, etliche Höfe bildend; gegen die Westseite ist das Hauptthor mit Eingang, rechts und links befindet sich eine Reihe kleiner Villen, in denen die Offiziere wohnen Die Schildwache führt Jeden, der nicht englisch sprechen kann, zu einem deutschsprechenden Soldaten, deren es auch hier mehrere giebt.

Las-Vegas.

In Las-Vegas, eine der größten Städte Neu-Mexikos erhielt ich Arbeit auf Kutschwagenbau. Die Werkstelle meines Prinzipals hatte wohl Fensterladen, aber keine Fenster, und durch den kalten Luftzug war es kaum zum aushalten, mitten

im Winter. Ueberhaupt ist die Bauart der Hütten (Häuser kann man sie kaum nennen) sehr geschmacklos; fast alle sind von Erde gebaut, die Wände sind dick, selten mit Kalk beworfen, und statt der Dielen dient festgestampfter Lehm, welcher gewöhnlich Sonnabends mit einem nassen Pinsel überstrichen wird. Auch richtige Dächer haben sie nicht; auf die Wände werden Balken gelegt, und auf diese Stangen, Reisig und Erde geworfen. Anstatt des Glases in den Fenstern ist bei vielen nur weißes Papier geklebt. Daß eine solche Stadt mit vielen hundert derartigen Häusern einen sonderbar abstoßenden Eindruck gewährt, wird Jeder leicht glauben.

Den letzten Sonntag vor meiner Abreise besuchte ich den Friedhof; er liegt gegen Osten auf einem kahlen, steinigen Hügel, ohne Mauer, ohne Baum, ohne Strauch, ohne Blumen, ohne Rasen und Denkmäler; nur die nackte Erde grinst den Himmel an. Hier und da steckt ein Holzstäbchen oder ein roher Stein in derselben, um das Grab erkennbar zu machen; eine Ausnahme machten etliche Holzkreuze, welche aber von Hinterlassenen allem Anscheine nach, eigenhändig zusammengenagelt und darauf gesteckt worden waren. Welcher civilisirte Gemüthsmensch wünscht da zu leben und zu sterben?

Von Las-Vegas nach Lincoln.

Den 24. Februar 1879 fuhr ich mit einem Dänen Namens Hansen und einem Schweden von Las-Vegas ab; Hansen hatte zwei Pferde gekauft und einen Wagen; er wurde beordert nach Lincoln zu kommen, um dort eine Schmiede zu gründen, und da wir uns seit zwei Monaten gut kennen gelernt hatten, sollte ich ihm einrichten helfen. Der Schwede kaufte sich ein Reitpferd und ging in der Absicht mit, dort als Hirt eine Stelle zu suchen.

Lincoln liegt 250 Meilen südlich von Las-Vegas. Unsere Reise sollte 6 bis 8 Tage dauern ohne einen Ort zu treffen; wir mußten also Nahrungsmittel mitnehmen.

Anfangs führte unser Weg an mehreren Farmen vorüber; bald sahen wir aber weiter nichts als wilde Gebirge und Thalschluchten, meist mit Cacteen, Eichen und Kiefern bewachsen. Abends trafen wir eine herrliche Quelle, die frisch aus einem Bergabhang sprudelte, was hier in den trockenen,

steinigen Bergen zu einer Seltenheit gehört; hier schlugen wir unser erstes Nachtlager auf. Zuerst wird ein Feuer angebrannt, aldann wird Kaffee oder Thee gekocht; dieser bildet mit Brod, Fleisch und Syrup die gewöhnliche Mahlzeit der Wüstenreisenden. Bei dem Pferdetränken und während unserer Mahlzeit gaben wir uns der heitersten Laune hin, war es doch etwas neues, besonders für mich, im Freien zu kochen, zu speisen und zu schlafen. Haushoch loderte unser Feuer, und seelenvergnügt hüllten wir uns in unsere Büffelfelle und schliefen göttlich bis zum Morgen. Auf das Feuer hatte ich ein paar Baumstämmchen gelegt, die auch früh noch glimmten, ein wenig Reisig genügte zur Bereitung unseres Morgenkaffees und bald fuhren wir weiter immer in wilden Gebirgen fort. Mittags erreichten wir zwei förmliche Cactus-Wälder in einer Thalebene. Noch nie hatte eine Waldscenerie größeren Eindruck auf mich gemacht, als diese kolossale Fläche, die von nichts weiter bedeckt wird als von gegen 4 Meter hohem, strauchartig gewachsenem Stangen-Cactus, mit seinen Tausenden von Stacheln und gelben Blüthenkapseln. Auch an den Bergabhängen zwischen Eichen und Cypressen gab es deren in Masse, sodaß sich dem Auge Abwechslung und Unterhaltung genug darbot, und Mexiko ist wohl auch das eigentliche

Vaterland der Cacteen.

Den andern Tag hatten wir 40 Meilen des Wegs kein Wasser, und dieses auch nur gegen theure Bezahlung. Abends langten wir bei einem Blockhause an einem Hügelabhang an, welches von drei großen, rohen, wagehalsigen, einer Mischsorte von Indianern und Mexikanern angehörigen Menschen, bewohnt war. Eine herrliche Quelle kam vom Berge herab, und neben der Hütte sammelte sich das Wasser zu einem Teiche an; das Wasser mußte von Jedem, der hier Nachtlager aufschlagen wollte, bezahlt werden. Für unsere 3 Pferde und für uns selbst wurde dafür ein Dollar berechnet.

Vor uns lag eine Berglehne, wo der jüngste von den Bewohnern der Hütte sich im Reiten und Lassowerfen übte; man mußte staunen, mit welcher Geschicklichkeit derselbe diese Kunst ausführte.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Nachdem wir die Ehre gehabt, neben der Hütte schlafen zu dürfen, glücklich den Morgen begrüßt und unsern Dollar bezahlt hatten, fuhren wir ab. Wieder gab es 40 Meilen weit kein Wasser, erst Abends 5 Uhr trafen wir in einer Thalebene zwei Ranchos (Farmhäuser), beide eine Viertelstunde von einander entfernt. Beide Besitzer hatten Brunnen gegraben und verkauften ebenfalls das Wasser, nebenbei betrieben sie Viehzucht, auch gab es hier Frauen und Kinder.

Wir waren aber nicht die Einzigen, welche hier Nachtherberge nahmen, es war schon eine Fahrkarawane von 6 Wagen da, ein jeder mit 4—6 Maulthieren bespannt, und schwer mit Nahrungsmittel beladen. Sie fuhren nach Fort Stanton, welches in derselben Richtung lag, wo wir hinfuhren. Es lag 20 Meilen westlich von Lincoln. Hier herrschte nun ein reges Leben, der eine kochte Kaffee, der andere Fleisch, wieder andere beschäftigten sich mit Brodbacken, welches hier jeder Fuhrwerker auf der Erde zu backen versteht. Auch unser Vorrath war zu Ende und wir mußten uns ebenfalls dazu bequemen. Bei der Hütte war ein kleiner Weideplatz, wo sich die Maulesel und unsere Pferde ihr Futter suchten; Felder gab es nicht.

Unsere Pferde gestohlen.

Als wir früh unsere Pferde anschirren wollten, konnten wir dieselben trotz eifrigen Suchens nicht finden. Wir hatten uns noch des Abends gefreut, uns einer Fahrkarawane anschließen zu können, denn das Fahren allein ist mit Mühen und Gefahren verknüpft, da hier überall Indianer herumstreifen. Wehmüthig sahen wir uns nun verlassen, sahen die Wagen der Karawane ziehen, uns in unserer trostlosen Lage, dem Gefühl der Einsamkeit, überlassend.

Meine Reisegefährten streiften wieder herum, um gründlich zu suchen, während ich unsere Habe beschützte. Nach ohngefähr 5 Stunden nutzlosen Suchens kehrten sie, den Kopf traurig gesenkt, zurück; Hansen war untröstlich, hatte er doch sein ganzes kleines Vermögen zu dem Ankauf von Pferd und Wagen verwendet, in der Absicht, beides am Ziel unserer Reise mit kleinem Profit wieder in Geld umzusetzen. Gegen Abend zog auch ich noch aus, zu suchen. In südöstlicher Richtung war ein trockener Salzsee, doch von Weitem schien

es, als wenn Wasser und Wellen dort glitzerten. Der See lag aber im Sommer stets trocken, der Schlamm ist mit einer Salzkruste überzogen, und diese schimmert und glitzert ganz herrlich in den Sonnenstrahlen; aber auch ich kehrte nach vergeblichen Suchen ohne Pferde heim.

Heulen der Wölfe in der Nähe unserer Lagerstätten.

Die Nacht war nicht angenehm, rechts und links zu unserer Lagerstätte war Gesträuch und Waldung, in welcher sich unzählige Wölfe aufhielten und uns durch ihr schauerliches Heulen zu keiner sicheren Ruhe kommen ließen; einige Mal schlug auch der Hund an, sobald sie in unsere Nähe kamen Der Schwede, welcher mit Büchse, Revolver und Dolch bewaffnet war, sprang öfter, um genau umher zu spähen, von seinem Lager auf, doch fiel weiter nichts vor. Den anderen Tag wurde weiter gesucht und berathschlagt. Der Rancho, an dessen Hütte wir unsere Lagerstätte und unsern Wagen stehen hatten, wollte uns einreden, daß die Pferde zurückgelaufen seien nach Las-Vegas. Erst sollte nun der Schwede zurück und die Pferde suchen, ich und Hansen wollten zu Fuß nach Lincoln, nach reiflicher Ueberlegung hielten wir dies aber fast für unausführbar, bei dieser Hitze unser Gepäck, Nahrungsmittel u. s. w. 3 bis 4 Tagereisen weit zu tragen.

Drei Rasttage.

Ich und Hansen hatten schon 2 Stunden lang Brod gebacken, um wenigstens damit versorgt zu sein. Die nächste Nacht hindurch war wieder schauerliches Geheul der Wölfe in der Nähe unseres Lagers. Am andern Morgen wurden neue Beschlüsse gefaßt, denn einem Jeden von uns graute es vor dieser gefahrdrohenden Reise. Hansen entschloß sich, dem in der Nähe wohnenden Rancho seinen Wagen zu geben, wenn uns dieser mit seinen Pferden nach Lincoln bringen und dem Schweden ein Reitpferd borgen wollte, damit dieser zurückreiten konnte, um die Pferde zu suchen. Der Handel wurde abgeschlossen und am vierten Morgen unseres Hierseins traten wir unsere Reise an; der Schwede galoppirte nach Norden und uns fuhr der Gehilfe des Rancho, welcher

gut bewaffnet war, in südlicher Richtung. Unsere Fahrt ging mit diesen ausgerasteten Pferden, trotzdem der Weg miserabel war, vortrefflich.

Hütte von Baumstämmen in der Nähe von Indianern.

Gegen Abend langten wir an einen Bergabhang, bei einer unbewohnten Hütte von Baumstämmen an; ich gab den Mexikaner zu verstehen, daß wir hier unser Nachtlager nehmen möchten, da zu unserer Rechten eine schöne Kiefernwaldung war und der Platz auch sonst gut geeignet schien. Anfangs wollte er nicht heraus mit der Sprache, um uns nicht in Furcht zu bringen; endlich sagte er, daß diese Hütte nur ein Lockmittel von Seiten der in der Nähe wohnenden Indianer sei; dort oben am Bergabhang seien herrliche Quellen, ausgezeichnetes Wasser gebend. Dort habe aber ein Stamm Indianer ihre Wigwams aufgeschlagen. Unser Mexikaner fuhr denselben Abend recht weit, um aus ihrem Bereich zu kommen. Ich war gewöhnt, des Abends ein großes Feuer zu unterhalten, woran ich mein Vergnügen fand; der Mexikaner litt es jedoch nicht, er sagte, das zöge die Indianer an; denn wo ein Feuer ist, da lagern gewöhnlich Reisende; das wissen sie, und wo sie etwas zu fangen gedenken, legen sie Hand an.

Den andern Tag fuhren wir durch tiefe Bäche und Thalschluchten, wo Hansen vom Wagen stürzte und ein Rad über ihm weg ging. Vor Schmerz war er einer Ohnmacht nahe. Ich gab ihm Wasser, benetzte seine Schläfe, worauf Erholung eintrat. Beine und Stirn waren beschädigt, aber gebrochen hatte er nichts. Alles Unglück kam aber auch über ihn; Pferd und Wagen eingebüßt und noch verunglückt. — Gegen Mittag fuhren wir eine tiefe Bergschlucht hinab, rechts und links kolosale hohe Felsen, und erreichten bald ein Flüßchen, daß den Namen Petrisko führte, welches wir verfolgten und in einer Stunde Lincoln erreichten; aber wie sah ich mich getäuscht; ich glaubte eine Stadt von etlichen Tausend Einwohnern zu finden, und sah kaum hundert elende Hütten, nicht eine einzige mit einem Dach. Hansen war an die hiesige Postoffice empfohlen Der Postmeister, ein hübscher Amerikaner, bedauerte dessen Unglück sehr, konnte aber auch

nichts weiter thun, als uns ein kleines Häuschen einzuräumen, was gerade leer stand und wir etliche Tage der Ruhe pflegten.

Lincoln, eine Oase.

Lincoln liegt gegen 300 Meilen südöstlich von Santa Fe, der Hauptstadt des Landes, und 200 Meilen vom Rio Grande. Die nächste Stadt am Rio Grande, Mesilla, hat Postverbindung hierher, Die Stadt Lincoln liegt in einem tiefen Thale von einem Flüßchen durchzogen, ist fast rings von Wüstenei umgeben, und kommt man, wie wir, aus einer Wildniß, in welcher man neun Tage lang nichts gesehen, was Menschenhand hervorgebracht hatte, so fühlt man sich traulich angeheimelt, wieder einmal Gärten und Felder mit blühenden Pfirsich- und Obstbäumen zu sehen, und so könnte man den Ort leicht mit einer Oase vergleichen.

Weil nun Hansen Pferde und Wagen eingebüßt und dadurch um sein Vermögen gekommen, war er nicht im Stande, sich eine Schmiede zu gründen, und da er also nichts selbst anfangen konnte, pachtete er einem deutschen Rancho, Namens Fritsche, welcher 5 Meilen östlich von Lincoln 3 Ranchos besaß, eine kleine Werkstelle ab, die gerade leer stand. Fritsche galt für einen der reichsten Bauern dieser Gegend; derselbe befand sich schon seit zwei Tagen hier in Lincoln, war aber so betrunken, daß nichts mit ihm zu sprechen war.

Den andern Tag schreckte uns eine Gewehrsalve aus unserer Ruhe; es waren Soldaten, welche seit etlichen Wochen hierher beordert waren, um Unruhen im Keime zu ersticken; denn man befürchtete, daß eine Art Revolution ausbrechen sollte. Die Soldaten stellten mitten auf der Straße Schießübungen an, hatten eine Mitrailleuse und schossen damit in die Felsen der Berge. Diese Schießübungen schienen aber nur deswegen abgehalten zu werden, um den Leuten hier Respekt einzuflößen und den Aufstand nicht zum Ausbruch kommen zu lassen.

Ich suchte nach einem Bäckerladen, um mir etwas Brod zu kaufen; es gab aber im ganzen Orte keinen. Es war ein Hotel da, wo eine Mahlzeit 50 Cents = 2 Mark kostete und eine Flasche Bier hatte denselben Preis. Das Hotel verdiente diesen Namen jedoch nicht; zwei Deutsche, junge Leute, hielten

sich daselbst auf, sie waren aus dem Rheinlande gebürtig, waren ziemlich gut gekleidet, sagten mir aber laut und unverholen, daß sie Pferdediebe seien; sie gaben einige Glas Bier zum besten, ich war aber froh, als ich mich ihrer Gesellschaft entledigt hatte.

Am Abend des andern Tages holte uns Fritsche mit seinem Wagen ab und fuhr uns nach seinem Rancho. Der Weg führte dem Flüßchen entlang, dann und wann war auf dem Wege eine Erdhütte mit Feld und Garten zu sehen; die Hunde, welche mit uns waren, verfolgten eine wilde Katze, die Fritsche niederschoß. Der Rancho, wo wir Nachts 11 Uhr ankamen, lag ebenfalls an dem Flüßchen, rechts und links von Gebirgsketten überragt; aber in dem Thale waren gut bewässerte Felder, welche mit herrlichen Obstbäumen abwechselten. Da gab es Kirschen, Pfirsiche, Pflaumen-, Aepfel- und Birnbäume, schon in der schönsten Blüthe stehend. Deutscher Fleiß sprach aus allen diesen Zügen; wie aber dieser Deutsche sich in jene wilde Einsamkeit verlieben und verirren konnte; blieb mir ein Räthsel, ich habe es auch niemals erfahren können.

Die Gebäude waren ebenfalls aus Erde, ohne Dach und Kalkbekleidung, sie bestanden aus drei Hütten, und eine Mauer mit Pferdestand, also einen Hof bildend. Da ich nun als Schmied keine Arbeit bekam, Hansens kleine Werkstelle eignete sich nur für einen Mann, und da ich nun in diese Wüstenei, in dieses Elend gerathen, und nur mit Fahrgelegenheit und großer Mühe herauskommen konnte, denn hier schien die Welt wie mit Bretern vernagelt, so mußte ich mich entschließen, bei Fritschen Pferde und Rinder zu hüten.

In dem Dienste eines Rancho.

Diese Stelle bot er mir eben an. Es standen mir zu diesem Zwecke 3 Reitpferde zur Verfügung. Die Heerde, aus Pferden, Ochsen und Kühen bestehend, zählte über 200 Stück. Aber es war ein schweres Stück Arbeit für mich, da ich noch nie auf einem Pferde gesessen hatte. Auch hielt ich die Stellung eines Hirten für eine der niedrigsten Arbeiten, die es für einen erwachsenen Menschen geben kann. Es sind jedoch die Hirten hier meist erwachsene, kraftvolle Männer, stets gut bewaffnet und die Hauptrolle in diesem Lande spielend. Ich

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

bestieg nun, mit Hirtenstab und Sporen bewaffnet, das Pferd; wenn ich aber draußen an den Weideplätzen anlangte, die einen Flächenraum von mehreren Stunden einnahmen, ließ ich mein Pferd gewöhnlich los und bestieg zu Fuß die Gebirge, auf denen die Rinder grasten. Oben auf den Bergen ließ ich mich dann und wann auf einen Felsen nieder, überschaute das romantische Thal, sang meine Lieder, die ich in früheren Jahren gelernt und herrlich gaben es die Berge im Echo wieder. Kehrte ich Abends heim und es fehlten gegen 10 bis 15 Stück, das hatte nichts zu sagen, den andern Tag vereinigten sie sich wieder mit der Herde. Auch kam es fast täglich vor, daß aus einem Rindvieh zwei wurden; dann blieb der Sprößling gewöhnlich einige Tage mit seiner Mutter draußen im Gebüsch, bis er laufen konnte, wenn er nicht während dieser Zeit von einem Wolfe gefressen wurde.

Fritsche's zwei Knaben mußten mir hierbei Gesellschaft leisten. Einmal kamen wir in eine Bergschlucht; ein abscheulicher Geruch zog mir entgegen. Da führten mich die Knaben mit klopfendem Herzen und ängstlichem Mienenspiel, an ein nur halb zugeworfenes Grab, aus dem die Kleider des darin Verscharrten hervorzuragen schienen. Es war

das Grab eines Rebellen.

Wer und was er auch gewesen sein mochte, er war einst die Freude seiner Mutter, die ihn mit Mühe erzogen hatte und wohl kaum sein Grab wußte. Solch' ein Tod, so ein Grab, in der Wildniß hat für ein fühlendes Gemüth etwas ergreifendes.

Vor ungefähr 1/4 Jahre war unter den vielen Parteien, die hier einander stets feindselig gegenüberstehen, ein Parteikrieg ausgebrochen, und so Mancher fand dabei den Tod.

Der versteinerte Menschenfuß.

Eines Tages traf ich an einem Bergabhang, 200 Fuß über dem Flüßchen, einen versteinerten Menschenfuß. Ich holte Hammer und Meisel, sprengte ihn heraus aber er zerfiel in 5 Stücke. Dr. Theile schrieb mir später, daß eine derartige Versteinerung über 20 000 Jahre alt sein müsse, glaubte aber nicht an versteinerte Schuhsohlen; man könnte

wohl auch annehmen, daß anderes Material früher dazu verwendet wurde.

Von den Indianern stammt dieser Ueberrest nicht ab, denn der Indianer macht sich noch jetzt seine Schuhe selbst, und zwar ohne Sohle und ohne Absatz von Büffelleder. Darnach müßte man also annehmen, daß schon früher ein civilisirteres Volk hier gelebt hat, bei Erdrevolutionen verschüttet, versteinert worden und wieder ans Tageslicht gekommen ist.

Was eben die früheren Einwohner des ungeheuren Reiches betrifft, welches sich vom atlantischen Ozean bis zum stillen Meere erstreckt, so geht die Geschichte wohl nicht weiter zurück, als zu den europäischen Endeckungen und Ansiedlungen; doch lassen die gefundenen Alterthümer auf eine frühere civilisirte Race schließen; so sagt E. Willart: „Ueber Bevölkerung und Tradition Amerika's:"

Noha der zweite Vater des Menschengeschlechts, soll nach der großen Sündfluth im westlichen Asien zuerst wieder ans Land gestiegen sein; die beiden Kontinente nun, Amerika und Asien, nähern sich einander an der Behringsstraße und die frühesten, hier von Europäern gefundenen Eingebornen gleichen den Tartaren des östlichen Asiens. Daher die Vermuthung, daß Amerika aus jener Richtung her bevölkert worden sei. Hiergegen spricht aber wieder das, was man an Ruinen, Befestigungswerken und andern Alterthümern, aus Hügeln und Erderhöhungen gegraben hat. Und hiernach wäre zu vermuthen, das besonders das Mississippithal in früheren Zeiten von einer civilisirteren Race, als jene Tartaren sind, bewohnt worden sei.

Allerdings soll aber auch die Tartarei in früheren Zeiten von einem andern Geschlechte bevölkert gewesen sein; denn auch dort finden sich Alterthümer, die denen der alten Aegypter gleichen; daher ist es nun vielleicht möglich, daß eben jener Stamm, der so wenig Spuren hinterlassen, die Behringsstraße durchschritten und seine Wanderungen fortgesetzt habe, bis er die breiten Thäler des fruchtbaren Mississippigrundes und seiner benachbrten Ströme erreichte. Rohere und wildere Stämme folgten aber diesem Zuge und vertrieben die friedlichen Nationen von urbar gemachten Grund und Boden. Und es läßt sich nicht anders denken, als daß eben diese

Nationen, von den Feinden bedrängt, noch weiter gen Süden zogen und so Mexiko, Mittelamerika und Peru errichteten, deren Kunstwerke vollkommen den im Norden und in der Tartarei gefundenen ähnlich sind.

Früchtetragende Cacteen.

Beim Besteigen der Gebirge traf ich auch die verschiedenen Cactusarten; es sollen 90 Gattungen hier sein, darunter 2, welche eßbare Früchte tragen, die wohl die interessantesten sind, und in Europa noch nicht bekannt sind. Von der einen Sorte habe ich viele gegessen, auch Samen davon nach Deutschland geschickt, der aber verloren gegangen ist. Diese eßbare Sorte ist etwas größer als eine Faust; nur die Hälfte von ihm ist sichtbar, das andere steckt in der Erde; er ist sehr stark markirt, die Stacheln sind statt nach außen nach rückwärts gekrümmt, und legen sich fast an die Fleischnarben an. Oben besitzt er eine ebene Fläche, worauf er die Früchte hervorbringt, ohne erst zu blühen; sie sind etwas größer als eine Corneliuskirsche, aber genau so in der Form und Farbe, haben aber keinen Kern, schmecken süß, aromatisch, den Erdbeeren ähnlich, enthalten auch ähnliche Saamenkörnchen, und sind schon im März hier reif. —

Ich hatte einen Monat den Hirten abgegeben, sah aber doch ein, daß ich mich dazu nicht eignete und nahm mir fest vor, lieber zu Fuße nach den Rio Grande zu marschiren, und von da auf der El Paso-Route nach Texas zu gehen. Allem Anscheine nach wollten diese Leutchen mich halten, ich solle mein Geld aus Deutschland kommen lassen, denn sie hielten mich für reich, und eine ihrer Töchter heirathen, welches wohl schöne einnehmende Mädchen waren, aber eine zu verliebte Natur besaßen; bei ihnen hieß es: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. — Alle acht Tage kam auch ein junges Herrchen von Lincoln, der die eine oft beim Kopfe nahm, förmlich ableckte und mit Zuckerbrödchen fütterte; den andern Tag saß sie dann gewöhnlich vor dem Hause unter einer schattigen Pappel auf einem Holzklotz, die Augen etwas traurig zur Erde gerichtet, und hing den Kopf: — „Dies war die Strafe süßer Sünden."

Da ich nun aber nicht die geringste Lust hatte, mein

Leben in den Erdhütten Neu-Mexikos zu beschließen, mich die Leute aber auch nicht gern fortließen, so erhielt ich vorläufig andere Beschäftigung.

Ich werde Gärtner.

Den andern Tag lackirte ich Wagen, Thüren, Fenster und Fensterbekleidungen, letztere weiß, was freilich gegen die schmutzigen Erdmauern abstach, aber immer ein freundliches Ansehen gab.

Nach acht Tagen avancirte ich vom Maler zum Gärtner. Ich machte nun Beete, säte und pflanzte nach Herzenslust, denn das war geeignete Arbeit für mich.

Colibris.

Colibris schwirrten durch die Luft, sättigten sich an den Blumen und mein Auge folgte ihnen mit Wohlbehagen. Nichts ist in so einer Wildniß interessanter, als dieses niedliche Vögelchen, wenn es von einer Blume zur andern fliegt und seine Nahrung sucht. — Es kann nicht wie die Biene in die Blüthenkelche hineinkriechen oder sich daraufsetzen, dazu ist es doch noch zu schwer und zu groß; es ist ihm jedoch von der Natur das Vermögen verliehen, sich lange in flatternder Bewegung auf einer Stelle in der Luft zu erhalten, wie es bei uns z. B. das Rothschwänzchen auf Augenblicke thut, der Colibri kann es aber gegen 5 Minuten aushalten, ganz auf einer Stelle in der Luft zu stehen; seine Flügel bewegen sich während dem so schnell, daß man dieselben, wie bei der Biene kaum sieht; während dem entgeht seinem funkelnden, scharfen, schwarzen Auge nichts von dem, was in seiner Nähe vorgeht. Er läßt Einen bis auf sechs Schritte nahe heran kommen, schießt aber dann mit Blitzesschnelle, eine gerade Richtung verfolgend, so schnell, daß man ihm kaum mit dem Auge folgen kann, davon; dann beginnt er seine Manöver wieder auf's Neue, und man kann sich nicht satt sehen an ihm; seine schönen, glänzenden Farben haben schon Anziehendes genug; Kopf und Flügel sehen grün und blau, der Bauch grau, die Kehle purpur-roth, der Körper ist etwas größer als der einer Hummel, der Schnabel ist eben so lang als der Vogel, doch

soll er sich nicht blos von Blüthenstaub nähren, wie viele sagen, sondern auch die in den Blumen enthaltenen Insekten fressen. —

Wilde Kartoffeln.

Den andern Tag warf ich beim Graben im Garten einen Tausendfuß heraus. Auch fand ich eine Menge wilde Kartoffeln, sie waren von der Größe von Haselnüssen, selten nur von der einer kleinen Wallnuß. Sie sollen in Masse an den Flüssen und Bächen hier vorkommen, und wird es sicherlich dieselbe Art sein, wie sie Franz Drake im Naturzustande gefunden, und nach Europa geschickt hatte, und nur durch Akklimatisirung und Pflege hat sie sich zu einem so vollkommenen, wohlschmeckenden und nützlichen Nahrungsmittel veredelt und verbreitet; ich ließ mir ein Töpfchen voll von dieser wilden Sorte kochen, da mir jedoch das Schälen zu mühsam war, verzehrte ich sie gleich mit der Schaale, trotzdem sie etwas kratzig schmeckten.

Meinen Garten hatte ich in einem Monat fertig, und auch schon größtentheils besät und bepflanzt, darunter sehr viel Kraut, welches hier nur für Menschen, niemals aber für's Vieh gezogen wird; ferner Radieschen, Rettig, Salat, Gurken, Selleri, Bohnen, Wassermelonen, rothen Pfeffer u. s. w.

Wachtfeuer von Neger- und Indianersoldaten.

Eines Abends langte ein Trupp von 100 Soldaten an, welche in unserer Nähe an einem Bergabhange bivouakirten. Sie waren alle zu Pferde; die meisten waren Neger, aber auch Mexikaner, Amerikaner, Indianer und zwei Deutsche waren dabei; jede Gattung lagerte allein, sie zündeten ihr Wachtfeuer an, kochten und schafften, als sollte es zu Felde gehen, und in der That kam es auch fast dazu. Den andern Tag gingen sie den Fluß hinab, dem Pekos River zu, um zu sehen, ob dort Ruhe herrschte, und zugleich um dort Pferdediebe zu fangen, die sich stets im Lande herumtrieben. Es war ein prächtiges Abendpanorama, diese Feuer zu sehen, um welche herum die Soldaten gleich Banditen lagerten, in der Nähe grasten ihre Pferde und zwischen durch blinkten die aufgestellten Waffen. Die Offiziere schliefen in unserer Hütte,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

die Mannschaft aber im Freien. Es ist auch keine Uebertreibung von mir, wenn ich den Anzug und das Auftreten der Soldaten als banditenmäßig bezeichne, denn der eine hatte zerrissene Stiefel, der andere einen geflickten Rock, von dem die Schöße zur Hälfte herabhingen und das Hemd oder gar das nackte Fleisch zu sehen war, mit den Hosen sah es nicht besser aus und an ein Knöpfeputzen war nicht zu denken. Diese liebenswürdige Soldateska führt aber auch ein Leben, daß es fast nicht anders kommen kann, denn Monate lang müssen sie oft unter freiem Himmel kampiren, wo sie sich nothdürftig behelfen und aller Art Strapatzen ertragen müssen.

Nach vier Tagen schon kam eine kleine Eskorte von den Soldaten wieder zurück, 5 Verbrecher als Gefangene in ihrer Mitte führend, die nach Fort Stanton geschafft wurden.

Meine Gartenarbeit war etliche Tage nicht sehr dringend, ich wurde daher an ein Weizenfeld gewiesen, um es zu bewässern. Ich sank in dem weichen Schwemmland bis an die Knie ein, als ich die Wasserdämme auf- und zumachen mußte. Die Sonne brannte fürchterlich auf mich und das Wasser kochte förmlich in der heißen Erde. Die schädlichen Folgen davon traten den andern Tag ein; ich bekam Kopfschmerzen, Mattigkeit in allen Gliedern, über den Rücken hinab wurde ich kalt und binnen 5 Stunden hatte ich das Wechselfieber wieder; ich ließ das Wasser laufen wohin es wollte, ging auf meine Stube und legte mich nieder. Während ich nun krank lag, kam die Frau des Hauses, und erklärte mir, daß Gelegenheit für mich vorhanden sei nach Texas zu reisen, wenn ich aber krank wäre, könnte ich nicht fort. Ich bekam Chinin, was mich in 3 Tagen wieder auf die Beine brachte.

Der Tag der Abreise rückte heran. Da ich aber wieder arbeiten konnte, wollte man mich nicht gern fortlassen. Doch ließ ich mich nicht halten.

Ein Farmers-Sohn Namens Geßler, war es der mich mitnehmen wollte. Dieser fuhr nach Fort Concho, zu seinen Großeltern um von dort Vieh zu holen, es war eine Entfernung von 600 Meilen, und während dieser Fahrt, die ungefähr 18 bis 20 Tage dauern sollte, würden wir keinen Ort treffen.

Am Tag der Abreise erhielt ich für meine Arbeit 20 Dollars auf die 3 Monate, und Nahrungsmittel auf die Reise.

Einen Sack Mehl, etliche Pfund Zucker, Thee, Salz, Backpulver, und ein Geschirr, in welchem ich mein Brod backen konnte.

Abreise nach Texas am 8. Juni 1879.

Den 7. Juni Abends ging ich zu Fuße das Thal entlang, 2 Stunden weit, zu Geßler's Farm; ein Wagen brachte meine Effekten nach. Hier mußte ich noch eine Nacht schlafen. die letzte vor Louisville in Kentucky in einer Wohnung. Das letzte mal saßen wir auf Stühlen an einem Tische und ließen es uns wohl schmecken. Ein schönes junges Mexikaner-Mädchen, die Schwester von Geßler, trug mir alles auf, was nur der Magen nehmen wollte.

Der Morgen brach an und mit ihm, wie hier immer, ein heller blauer Himmel. Der Wagen mit einem wasserdichten Stück Leinwand bedeckt, wurde bepackt, mit vier von der Weide geholten Pferden bespannt und bald schwenkten wir unsere Hüte zum Lebewohl.

Unsere vordern Pferde, zwei schöne junge Thiere, welche lange auf der Weide gegangen und das Ziehen nicht gewohnt waren, lenkten von der Straße ab nach dem wilden Walde hinein, bäumten in die Höhe und trommelten mit den Hinterfüßen in der Luft herum, kaum konnte sie Geßler gut festhalten; es sah aus, als sollte diese Fahrt auf Todt und Leben gehen, doch nach und nach beruhigten sich die Pferde wieder und folgten der Leitung Geßlers. Die Straße war aber nun eine wirklich so schlechte, wie ich sie auf all' meinen Reisen noch nie getroffen habe; bald standen und lagen Bäumstümpfe und große Steine auf dem Wege, bald stürzte der Wagen in tiefe Löcher, bald gings an schauderhaften Abgründen vorbei, tief unten das rauschende Flüßchen. — Gegen Abend rannte das eine hintere Rad gegen eine Wurzel, ein furchtbarer Krach und die Achse war gebrochen, der Wagen stürzte nieder und das rechte hintere Rad rollte seitwärts in's Gebüsch. Anfangs blieben wir vor Schreck sitzen, denn wir wußten nur zu deutlich, was für ein Unglück uns betroffen, doch was half es, wir mußten uns erheben und uns weiter helfen. Unser Erstes war, die Pferde abzuspannen, den Wagen abzuladen und auseinandernehmen. Dann sattelte Geßler sein

Ponny, welches das schönste Pferd und im Zuge wie im Reiten vortrefflich war und sprengte zurück nach Hause, um Werkzeug zu holen. Mir lag nun die Pflicht ob, das Gepäck zu bewachen und die Pferde zu versorgen; eins wurde an einem Strauche festgebunden und zwei gingen frei, ihre langen Seile hinter sich herschleppend, der Mexikaner ging auf die Jagd. Die Nacht verlief ungestört, ich hüllte mich in mein Büffelfell, legte meine Reisetasche unter den Kopf und schlief ganz angenehm auf Gottes freier Erde. Der Morgen brach an, Geßler war noch nicht zurück und der andere Gefährte ging wieder auf die Jagd; während dem führte ich die Pferde an das Flüßchen zum Tränken.

Eine Räuberbande umsteht uns.

Als ich wieder kam, sprengten zehn wild aussehende Kerle auf mich zu und bestürmten mich mit Fragen, ich konnte aber auf spanisch, die Hauptsprache in Mexiko, nicht antworten. Die Räuber, denn solche waren es, waren Mischlinge von Spaniern und Indianern und bis an die Zähne bewaffnet. Ich habe Kaukasien bereist, wo die rohesten und kriegerischsten Völker von Europa wohnen; bei meiner sechswöchigen Fußreise über den Kaukasus kam ich unter Tscherkessen, Kurden, Tschetschenzen u. s. w., aber gefährlicher, räuberischer und blutdürstiger leuchtete mir noch kein Auge entgegen, als das dieser Kerle hier. Sie waren von ihren Pferden gesprungen, lehnten sich auf ihre Kugelbüchsen und umstellten mich im Kreise. Neben ihnen standen ihre Hunde mit grimmigen Geberden und ließen mich die Schönheit ihrer Zähne bewundern. Mir war dabei nicht ganz wohl zu Muthe, doch gab ich nicht die geringste Furcht zu erkennen und kochte meinen Thee (für Geßler, der bald kommen mußte, hatte ich Kaffee) ruhig weiter. Endlich kehrte auch der Mexikaner von der Jagd zurück, leider leer. Er konnte wohl mit unsern ungebetenen Gästen sprechen, aber sie schienen nicht viel auf ihn zu achten und wir wären verloren gewesen, wenn sie uns angegriffen hätten. Der Riese Geßler, unser Hauptmann, fehlte, doch es dauerte kaum 5 Minuten, da kam Geßler über den Hügel die Straße herabgesprengt: hoch flog der Gischt über die Mähnen des Pferdes, und schweiß-

triefend sprang er leicht wie ein Kunstreiter aus dem Sattel, lüftete den Hut zum Gruß, sah mit scharfem, raschem Blick Einen nach dem Andern an und ohne nur die geringste Furcht zu zeigen, trat er unter sie, gerade als sei er ihr Hauptmann. Das schienen die Kerle nicht erwartet zu haben, ich sah sie mit Vergnügen zur Seite treten und freute mich ihres verlegenen Aussehens. Geßler war in dieser Beziehung ein wahrer Herkules und zu einer Reise in dieser Wildniß wie geschaffen; von Statur groß und stark, kaum 25 Jahre alt, hatte er etwas Rasches, Geschmeidiges in allen seinen Bewegungen, sein Auge war tiefliegend aber stechend, doch nie lange auf einer Stelle haftend. Alles zeigte an ihm Verschlagenheit, so seine glatte Stirn, ein Grübchen im Kinn gab ihm aber auch etwas Gutmüthigkeit; man sah es ihm an, daß er deutscher Eltern Kind war, doch sein ganzes Auftreten war das eines geborenen Mexikaners.

Nachdem unser aufdringlicher Besuch, Männer von 25 bis 40 Jahren, gegen eine Viertelstunde bei uns gestanden, bestiegen sie ihre Pferde und ritten langsam die Straße hinab, wir tranken Kaffee, gingen dann aber rasch an unsere Arbeit; Geßler hatte ein Stück trockenes Holz geholt, wir nahmen das mitgebrachte Handwerkszeug und zimmerten uns eine neue Wagenachse in der freien Natur; mein Auge verfolgte Anfangs die Räuber, weiter unten wo sich die Straße um einen Felsen bog, machten sie Halt und beobachteten uns, ich meldete es Geßler, er warf etliche verstohlene Blicke hin, ließ sich aber nicht weiter stören in seiner Arbeit. Gegen Abend sah ich zu meinem Staunen die Bande die Straße herauf wieder auf uns zukommen. Daß jetzt auch Geßler nichts Gutes ahnen mochte, zeigte sich daraus, daß er seinen bei der Arbeit abgelegten Waffengürtel, in welchem Patronen, Revolver und ein Jagdmesser steckte, umband und seine Büchse bereit legte. Sie kamen langsam auf uns zugeritten, umstellten uns wieder und die Fragen und Antworten begannen auf's Neue wieder, wovon ich jedoch nichts verstand. Diesmal blieben sie gegen eine halbe Stunde bei uns stehen, Geßler arbeitete ganz ungenirt weiter bis den berittenen Strolchen die Zeit zu lange wurde und sie auf Nimmerwiedersehn davonsprengten.

Wir hatten fast zwei Tage am Bau unseres Wagens

zugebracht, und dabei die halbe Nacht abwechslungsweise gearbeitet, so daß wir endlich den andern Mittag wieder von der Stelle konnten.

Nach mehreren Stunden führte der Weg über eine Felsenwand, an der sich die Pferde vergebens abmühten und trotz mehrmaligen Ansetzens immer wieder zurückweichen mußten. Wir waren nun genöthigt, den Wagen wieder abzuladen und ihn leer über die verfängliche Stelle hinweg zu befördern, als dies mit vieler Mühe und Anstrengungen geschehen war, wurde der Wagen wieder beladen und wir konnten weiterfahren, jedoch passirte uns dasselbe Malheur am gleichen Tage noch einmal.

Ich werde krank.

Zu meinem Unglück bekam ich auch das Fieber wieder, konnte nicht viel leisten und fiel Abends ganz matt auf mein Lager. es schüttelte mich furchtbar, und die Hitze war hier mörderisch; ich nahm etwas Chinin und beruhigte es damit in zwei Tagen. Doch den andern Tag, da ich auch bei den Pferden nicht behülflich sein konnte, wurden meine Mexikaner schlecht, machten Miene, mich meinem Schicksal zu überlassen, denn ich war fast zu schwach, um laufen zu können wenn es bergan ging; im Schatten unter der Leinwandplane auf dem Wagen oben war mir etwas wohler, doch das litten sie nicht. Wir kamen an eine Erdhütte, hier war sogar ein deutscher Schmied. In seiner kleinen, elenden Werkstelle war nicht viel, desto mehr mochte er vielleicht auf seinem Gewissen tragen, denn wer es vorzieht, hier zu leben, muß schuldbeladen sein; doch genug, wir konnten uns gegenseitig verständigen, die Mexikaner ließen mir sagen, als Kranker käme ich nicht lebend durch die Wüste, mit Fieber behaftet müßte ich ohne Weiteres verderben; bestände ich darauf und wollte mitfahren, müßte ich die Fahrt, da ich die Pferde nicht versorgen und sonst nichts helfen könnte, in Texas bei seinen Verwandten abarbeiten, zumal da ich auch kein Geld hätte. (Ich hatte wohl Geld gegen 40 Dollars, auf meiner Brust, doch darf man dies niemals merken lassen.) Ich willigte in ihr Verlangen, beschwichtigte sie auch damit, daß ich durch den Gebrauch von Chinin in etlichen Tagen gesund sein würde, auch war mir schon am nächsten Tage etwas wohler.

Drei Tage waren wir in dem wildromantischen Thale, rechts und links Gebirgsketten, an dem Flüßchen hingefahren. An den Bergabhängen waren verschiedene Kaktusarten und verschönten, prächtig blühend, die Natur. Das Thal endete nun, wir wendeten uns mehr südlich in die Prärien, trockenes, ödes Land, hier und da mit Akaziensträucher unterbrochen; das Klima wurde immer mörderischer, der Mexikaner wurde kränklich, ich hingegen hatte mein Fieber wieder abgeschüttelt. Nachmittags erreichten wir eine große Quelle von schattigen Bäumen umgeben, inmitten der Wüstenei Hier spannten wir die Pferde aus, kühlten uns ab und hielten Mittag. Abends schliefen wir in einer Erdhütte und verbrachten die Nacht in ungestörter Ruhe.

Der Pekos-River.

Den andern Tag kamen wir an den Pekos-River, einen ziemlich großen Fluß; hier schoß Geßler auf eine Antilopenheerde und verwundete ein Thier, das jedoch weit aus unserm Bereich kam und dem Anschein nach nur leicht angeschossen war.

Ein mörderisches Klima und seine Folgen.

Nach 7 Tagen erreichten wir Popes-Wells, die Grenze von Neu-Mexiko und Texas. Hier wurde sogar Geßler und unser bestes Pferd, Ponny, krank, von der furchtbaren Hitze und dem schlechten Wasser. Ich verwendete alle Sorgfalt auf ihre Pflege, holte so oft als möglich Wasser, dem Pferde legte ich ein Büffelfell unter den Kopf, damit es sich nicht die Augen ausschlug, und begoß es öfters mit Wasser; das kranke Thier ließ sich dies so ruhig gefallen, als wäre es von seiner Hilflosigkeit überzeugt. In gesundem Zustande litt es keine fremden Personen an seinem Kopfe und biß und schlug um sich, wenn man ihm nahte, aber jetzt konnte ich mit ihm machen was ich wollte. Durch die innere Hitze schwoll ihm der Körper so sehr auf, daß wir den Bauch kneten mußten.

Eine Klapperschlange in unserm Lager.

Abends, ich machte gerade mein Lager zurecht, da raffte sich Geßler auf einmal von seiner Ruhestätte auf, sprang nach

dem Wagen, riß das Beil heraus, eilte einige Schritte seitwärts seines Lagers hin und schlug hier zu unserm Entsetzen eine Klapperschlange todt. Wir schnitten die Klapper hinten ab und zählten die Ringe, sie war 7 Jahre alt, denn in jedem Jahr wächst der Klapperschlange ein Ring an und man kann hiernach ihr Alter bestimmen. Wie leicht hätte sie uns ihr tödtliches Gift im Schlafe einflößen können, denn die Klapperschlange ist bekanntlich eine der giftigsten. Die Mexikaner sollen sich nach deren Biß toll und voll mit Wisky betrinken; dies soll Gegengift sein?

Geßler legte sich wieder an seinen vorigen Platz, als ob nichts geschehen wäre; ich gab ihm etwas Chinin, legte mich in seine Nähe, die Waffen zwischen uns, und hatte ihm noch in später Nacht Wasser geholt, um ihm seine Stirne, die ihn sehr schmerzte, zu netzen. Den andern Tag schon fühlte er sich etwas wohler, doch wir hielten Rasttag. — Von diesem Tage an waren die beiden Gefährten freundlicher und zuvorkommender gegen mich.

Unwillkürlich gedachte ich der schönen Goethe'schen Verse:

„Edel sei der Mensch,
Hülfreich und gut!
Denn das allein
Unterscheidet ihn
Von allen Wesen,
Die wir kennen."

„Heil den unbekannten
Höheren Wesen,
Die wir ahnen!
Ihnen gleiche der Mensch;
Sein Beispiel lehr' uns
Jene glauben."

„Denn unfühlend
Ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Ueber Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen, wie dem Besten,
Der Mond und die Sterne."

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Popes-Wells stellte ich mir in der Phantasie und nach der Landkarte ganz anders vor, als wie ich es fand. Ich glaubte unbedingt hier mehrere Häuser zu treffen, aber es gab weiter nichts als ein einziges Häuschen, von Steinen erbaut. Es lag unten am Fluß, weit ab vom Wege. Der Bewohner dieses hatte weder Feld noch Garten; er beschäftigte sich mit der Viehzucht und half, wie er sagte, den Reisenden aus der Noth, denn in der Nähe war das Emigranten Crossing (Furth durch den Pekos River). Eine Brücke giebt es hier nicht, somit ist eine Durchfahrt immer mit Gefahren und Mühen verknüpft. Im Winter, überhaupt wenn das Wasser hoch steht, ist eine Durchfahrt ganz unmöglich und müssen Reisende oft Wochen lang liegen bleiben bis das Wasser gefallen ist.

Kultivirt kann das Land am Pekos River hier nicht werden, weil er ein zu tiefes Bette hat.

Der Bewohner dieser Hütte besuchte uns den andern Tag. Er ritt auf einem Maulthiere, bot uns seine Dienste an, bat uns aber vor allem ihm etwas Mehl zu geben, und da wir hinreichend damit versorgt waren gaben wir ihm gern soviel wir konnten. Dem Anschein nach mußte es ihm immer am Nothdürftigsten fehlen.

Der Weg, den wir hier verfolgten, hieß Overland-Route. Er wird wenig befahren, kaum daß ein Wagen im Monat fährt. Die gangbarere Straße führt 200 Meilen südlicher, von El Paso am Rio Grande nach San Antonio in Texas.

Unser Ponny stand wieder auf, fraß jedoch noch nichts und war sehr schwach, doch wagten wir Abends noch die Durchfahrt durch den Fluß. Die Räder gingen bis an die Achsen im Wasser, wir erreichten aber nach einer halben Stunde glücklich das jenseitige Ufer, und übernachteten dort.

Von Popes-Wells nach Concho.

Hier zeigte mir auch Geßler die Ruine des ehemaligen Popes-Wells. Es muß demnach früher ein kleines Dorf hier gestanden haben. Von den Ueberresten war zwar nicht mehr viel zu sehen, was läßt auch der Bau eines Erdhauses zurück? Etliche Erdwände zeigten an, daß hier gegen 6 Hütten gestanden hatten. Warum sie verlassen worden sind, konnte ich nicht erfahren. Wir verweilten auch nicht lange bei diesen

Ruinen, und kehrten zu unserm Lager zurück, hüllten uns in unsere Büffelfelle und schliefen von einer kühlen Abendluft umweht hier köstlich bis der Morgen graute.

Akazienschoten als Kornfutter für Pferde.

Von Popes-Wells fuhren wir nun durch Hügelland am linken Ufer des Pekos hin, wo fast weiter nichts zu sehen war als Akaziensträucher. Unser Ponny konnte wohl nebenher laufen, mochte aber noch nicht ziehen; erst den andern Tag stand das Thier wieder kräftig da, nachdem es sich an Akazienschoten satt gefressen hatte. Diese Art Akazien tragen hier massenhafte Schoten, die für die Pferde eine wahre Wohlthat sind und ganz gut die Stelle des Kornfutters vertreten. Sie werden so lang wie die Bohnen, wachsen in Büscheln, und in solcher Masse, daß sie die Aeste zur Erde biegen; erst sehen sie grün aus, und wenn gereift etwas röthlich. Selbst die Mexikaner aßen viel davon; sie schmecken ähnlich wie Johannisbrod, aber etwas widerlich. Diese Sträucher standen hier so dicht, daß sich oftmals unser Pfad verlor und die Pferde kaum durchkommen konnten. Hinter uns schlugen die Sträucher wieder zusammen und ohne daß wir Spuren hinterließen, verschlang uns gleichsam die stille Einöde.

Gegen Abend trafen wir mehrere Taranteln, sie hatten gewöhnlich an einem kleinen Hügel ein Loch als Wohnstätte. Ihr Körper, in der Größe einer Wallnuß, ist schwarz behaart, haben purpurrothe Lippen und sehr lange Beine.

Unser Weg führte jetzt eine Strecke hart am Fluße hin. Rechts brauste das Wasser mit Macht an dem Ufer, links ragten schroffe Felswände empor, und die Straße war in elendem Zustande, so daß wir etliche Mal Gefahr liefen, in den Pekos zu stürzen.

Die Pferde zitterten am ganzen Körper und mochten an den gefährlichsten Stellen gar nicht vorbei. Eine Schaar hungrige Aasgeier kreiste über uns; sie schienen nicht übel Lust zu haben, sich auf unsere Pferde zu stürzen.

Am Wege bleichten Knochen, mitunter ganze Skelette, sie redeten eine erschütternde Sprache von den hier häufig vorkommenden Unglücksfällen.

Kaum hatten wir auf dem gefährlichen Wege die Felsen

umfahren, als wir auch schon ein Rudel Wölfe aufscheuchten. Sie waren auf der Jagd nach Beute.

Sechs Tage lang waren wir nun am Pekos entlang gefahren, von Popes Wells aus, ohne daß uns ein Unglück zugestoßen wäre.

Wir bekamen keine Menschenseele zu sehen, nur Wölfe, Prairiehunde, Hirsche und Hasen. Jeden Tag schlugen oder schossen wir 1 Klapperschlange todt, welche in Masse vorhanden waren.

Endlich kam die letzte Nacht, welche wir am Pekos zubrachten; denn von hier führte unser Weg mehr nordöstlich einem Gebirge zu, während der Fluß südlich floß und etliche Hundert Meilen weiter sich mit dem Rio Grande vereinigte.

Hundert Meilen Reise ohne Wasser.

Von hier nach Concho giebt es 100 Meilen hindurch kein Wasser. Es hatte jedoch kurz vorher in dieser Gegend geregnet, so das wir in den Erdlöchern hin und wieder etwas Wasser fanden. Aus Vorsorge hatten wir aber doch unser Faß gefüllt.

Wir trafen nur eine armselige, von zwei robusten Männern bewohnte Erdhütte an.

Wir fuhren nun etliche Stunden bergan. Oben staunten wir ein von mäßigen Hügeln umsäumtes, kolossales, rundes Becken an, das ehemals ein Bergsee gewesen, jetzt aber trocken war. Auf dem Boden lagen unzählige Muscheln. Wir hatten gegen 3 Stunden zu fahren, bevor wir hindurch kamen.

Wir blieben nun auf einer Art Hochebene mit derselben Vegetation, nichts als Akazien, nur einige Kaktuspflanzen und eine kleine Palmenart gesellten sich dazu. Hier lachten uns keine farbenprächtigen Blumen an, keine klare Quelle lud uns zur Labung ein. Das Hügelland trug nur eine spärliche Akazien-Vegetation; das Bischen Gras hatte die Gluth der Sonne versengt. Und doch liegt ein geheimnißvoller Reiz auf dieser Wüstenei.

Sandplateau und Indianerspuren.

Gegen Abend erreichten wir ein großes Sandplateau und fanden auf demselben Indianerspuren. Die Rothhäute waren

augenscheinlich in etlichen Trupps auf ihren kleinen Ponnies kreuz und quer geritten. Die Spuren waren noch deutlich und frisch; doch bekamen wir keinen Einzigen zu Gesicht, wiewohl hier in dieser Gegend die kriegerischen Comanchos umherschweifen.

Der Sand war fein, aber hart, und das Plateau fast eben wie ein Tisch, aber jede Spur eines Fahrweges verschwemmt.

Nach zwei Stunden gelangten wir wieder in gebirgiges Land und fanden auch glücklich unsern rauhen Fahrweg wieder.

Wie wir lebten.

Gewiß wird der Leser wissen wollen, wie wir eigentlich lebten.

Ich will versuchen, im Nachfolgenden unsere Lebensweise zu schildern.

Zunächst unser abenteuerliches Nachtlager!

Wir suchten Abends einen Platz, in dessen Nähe etwas Wasser und Gras für die Pferde war; denn fette Prairien fehlen hier ganz. Doch gab es dann und wann zwischen den Akazien dürre Grasplätzchen. Auf solchen wurde Halt gemacht.

Nachdem die Pferde ausgespannt waren, suchten wir Holz, gewöhnlich trockene Wurzeln der Akazien, machten Feuer an und setzten uns eine kurze Zeit um dieses herum. Ich kochte mir Thee, die Andern Kaffee.

An den Sträuchern lehnten oder hingen unsere Kugelbüchsen, Revolver und Messer, um uns sofort gegen einen Ueberfall von Indianern oder wilden Thieren vertheidigen zu können.

Hatten wir vom vorhergehenden Tage nicht hinreichend Brod übrig, so mußte Abends noch Brod für den nächsten Tag gebacken werden, da wir Morgens keine Zeit dazu hatten. Die Mexikaner haben jeden Abend gebacken, während ich es nur alle zwei Tage nöthig hatte, Dazu hatte ich noch einen Hund zu füttern.

Wollen wir Brod backen, dann müssen wir ein starkes Feuer anmachen, um recht viel glühende Kohlen zu erhalten. Das Gefäß, in welchem es gebacken wird, ist eine Art großes

eisernes Kasserol mit Füßen und gutschließendem Deckel. Letzteren legt man sofort auf's Feuer, damit sich derselbe gut durchwärme. Während dessen schüttet man Weizenmehl in eine Blechschüssel, rührt etwas Backpulver, Salz und Wasser hinein und knetet es zu einem festen Teig. Dann zieht man klühende Kohlen vom Feuer seitwärts, setzt das Kasserol darauf, drückt den Teig in ein bis zwei Zoll dicke Kuchen, legt jedesmal einen in das Kasserol und bedeckt es mit dem erwärmten Deckel. Damit es aber genug Oberhitze bekommt, legt man auf den Deckel noch glühende Kohlen. In ungefähr einer halben Stunde, nachdem man den Kuchen einmal umgewendet und etliche Male mit dem Messer durchstochen hat, um zu sehen, ob es inwendig noch teigig ist, hat man ein schönes braunes Brod, was manchem schlechten aus einem Bäckerladen vorzuziehen ist. Ist das Brod heraus, legt man andern Teig hinein.

War unsere Mahlzeit, die inklusive des Brodbackens immer in die 10. oder 11. Stunde hineinkam, vorbei, dann warf man noch einen Blick in die Umgebung, nach den Pferden, zu den hellfunkelnden Sternen und dem Mond, hüllte sich darauf in sein Büffelfell und nachdem man in der Nähe des Wagens ein passendes Plätzchen gefunden, legte man sich, die Reisetasche als Kopfkissen benutzend, 5 bis 10 Schritt von einander entfernt, auf die freie Erde nieder, um in gesundem Schlaf die Mühen und Beschwerden des Tages zu vergessen. Bevor noch das goldene Tagesgestirn am Horizonte heraufstieg, waren wir schon wieder munter und tränkten zuerst die Pferde, die sich an dem kräftigen Gras schon längst satt gefressen hatten; der Thee war auch bald getrunken und als der Sonne glühender Ball in majestätischer Ruhe die große unabsehbare Einöde beschien, waren wir schon eine geraume Weile auf dem Wege. Geßler wanderte stets mit Gesang, er war eine lustige Natur und suchte das todte Schweigen der Wüste durch sein Lied zu vertreiben; dasselbe wurde für die Dauer allerdings auch langweilig, da es eine äußerst monotone Indianerpalade war, die wir täglich hundert Mal zu hören bekamen, und die dem Schwager Geßlers so sehr mißbehagte, daß er sich mehrmals mit ihm zankte. Mittags rasteten wir an einem passenden Platze. Die Pferde wurden abgespannt, und getränkt und dann etwa 2 bis 3 Stunden auf

Grasplätze geführt. Wir kochten inzwischen Thee. Mit diesem und fast trockenem Brode begnügten wir uns 18 Tage lang.

Kampf mit einer Klapperschlange.

Dem vorletzten Tag unserer Reise — die Pferde waren im vollen Trabe — hielt Geßler auf einmal an. Vor uns hart am Wege stellte sich eine große Klapperschlange zum Angriff in die Höhe.

Wir sprangen rasch vom Wagen. Geßler riß die Büchse an sich, wir ergriffen Aexte und näherten uns ihr bis auf 10 Schritt.

Sie hielt sich zum Sprunge bereit, die Hälfte des Körpers erhoben, die andere Hälfte zusammengerollt. Sie sperrte den Rachen auf, steckte die schwarze Zunge heraus, und ihre Augen leuchteten wie Blitze, wild und unheimlich.

Geßler ließ sich auf ein Knie nieder, stützte seinen Arm darauf, um sicherer Zielen zu können. Er drückte ab; die Kugel durchschoß ihr Genick so, daß der Kopf nur noch an einem Stück Haut hing und herabbaumelte.

Diese war die größte der Schlangen, die ich bemerkt habe, sie war armstark; gegen 10 Fuß lang und zählte 10 Ringe, war also 10 Jahre alt.

Die kleineren Schlangen erschlug Geßler gewöhnlich mit dem Beil. Uns ließ er keine Zeit zum Tödten, das verrichtete er am liebsten selbst.

Von Popes-Wells bis hierher hatten wir 12 Stück erschlagen. Die Klappern, aus lauter Ringen und Knochenhäuten bestehend, schnitt Geßler gewöhnlich ab und verehrte sie mir. Ich hatte 10 Stück, welche mir später nebst vielen anderen Merkwürdigkeiten gestohlen wurden.

Fort Concho.

Am 26. Juni war die mühevolle und gefährliche Reise überstanden. Dort winkten die Holzhäuser von Fort Concho uns freundlich zu.

Geßler sprang von seinem Sitze auf, schwang den Hut über seinem Haupte und jauchzte laut vor Freude. Er trieb die Pferde zur größeren Eile an und in wenigen Stunden

nachdem wir noch glücklich den Colorado-River durchfahren hatten, befanden wir uns wieder unter Menschen.

So hatten wir denn 600 Meilen in 18 Tagen zurückgelegt, ohne mehr als 8 Menschen und etliche Erdhütten angetroffen zu haben. Dagegen hatte es nicht an Wölfen, Prairie-Hunde, Antilopen, Hirschen und Hasen gefehlt. Und diese kolossale Strecke Landes wies fast nur ein und dieselbe Vegetation auf, nämlich fast nichts als Akazien. In der That eine Wüstenei.

Geßler führte mich zu einem deutschen Kaufmann, der den Dolmetscher abgab. Vor Allem schrieb er sich meinen Namen auf, wünschten einander glückliche Reise, und mit dem herzlichsten Händedruck schieden wir von einander.

Besser konnte es sich aber für mich garnicht treffen. Hier hielt ein Handelsmann, ein Schweizer, der eine Fahrkarawane besaß, und ich durfte nur aufsteigen und die Reise ging wieder vorwärts.

Er fuhr nach Dallas in Nord-Texas, 300 Meilen weit, um dort Kaufmannsgüter zu holen. Sein Wagen war mit 4 Mauleseln bespannt, hinterdrein seine Karawane mit noch 4 Wagen und gegen 80 Ochsen.

Freilich ging mit diesen Ochsen die Reise etwas langsam, wir legten kaum 15 Meilen den Tag über zurück. Sonst waren die Erlebnisse ähnlich meiner letzten Fahrt, nur mit dem Unterschiede, daß wir öfters Farmen und Städtchen trafen. Auch durchfuhren wir große fruchtbare Prairien mit unzähligen Heerden von Rindern, Pferden und Schafen.

Nach zweiwöchentlicher Fahrt kamen wir nach Dallas. Hier war die letzte Eisenbahnstation. Ich begab mich auf dem Bahnhof, mußte aber mehrere Stunden auf einen abgehenden Zug warten. Ich benutzte diese Zeit zum Einkauf von Lebensmitteln. Bald traf ich drei ausgehungerte Tramps, mit denen ich mein Brod, Eier und Früchte theilte.

Der Tag war schwül. Wir legten uns in ein Brunnenhäuschen. Wie angenehm kühl das war! Nicht lange, da schien es, als schlafe Alles um mich her. Auch ich konnte

der Versuchung nicht widerstehn, mich auf mein Büffelfell auszustrecken, die Reisetasche als Kopfkissen zu benutzen und einzuschlafen.

Als ich erwachte, waren die drei Tramps verschwunden, und mit ihnen meine Reisetasche. Ich hatte mich wohl im Schlafe gewendet und dieselbe beiseite geschoben, sonst hätte ich's ja merken müssen.

In der Tasche war Alles, was ich an Kleidungsstücken besaß, und noch mehr: theuere Andenken, Briefe von Freunden u. s. w., sogar mein Reisepaß.

Einsam und verlassen in der Welt dastehn ist traurig, aber noch schlimmer ist es, von allen Mitteln entblößt zu sein. Nichts hatte ich mehr als mein armes Leben und — ein Paar Schuhe, 1 Hose, 1 wollenes Hemd und 1 Hut — das war Alles. So setzte ich meine Reise bis Kentuky fort.

Ich meldete den Diebstahl dem Polizeimeister in Dallas, doch die Umstände und Schwierigkeiten dabei gefielen mir nicht, und ich tröstete mich damit, daß die Diebe ihrer Strafe nicht entgehen würden, denn:

„Jede Unthat
Trägt ihren eignen Racheengel schon,
Die böse Hoffnung, unter ihren Herzen."

Ein Glück war es noch, daß ich meine 30 Dollars wohlverwahrt auf der Brust trug Nun konnte ich doch von hier etliche Strecken per Bahn weiter fahren, und nahm auch ein Billet nach Marschall.

Nach ungefähr 200 Meilen traf ich den kleinen freundlichen und fruchtbaren Flecken Atlanta. Hier an der Eisenbahnstrecke, auf welcher ich marschirte, sah ich eine Masse Blumen von unvergleichlicher Schönheit, wie ich noch keine in meinem Leben gesehen hatte.

Die Pflanze gehört zu den Rankenblüthler, ihre Blätter und auch die Ranke ähneln dem wilden Weine, die Knospe schießt neben den Blättern empor und blüht von Mai bis Juli. Die Blume ist prachtvoll und wäre der Rose gleichzustellen, wenn sie eben so angenehm wie diese für die Nase wäre, aber ihr Geruch ist gerade wie der einer frischen Leberwurst; die Blüthe hat die Größe eines Fünfmarkstückes, als

Untergrund dienen 8 grüne, ovale Blättchen, darauf liegen 6 blaue und über diesen eine Doppelreihe feiner Fasern, wie gelockte Seidenfäden in hellvioletter, blauer und etwas in's Weiße spielender Farbe; dieses Alles steht horizontal, darauf ruhen nun die Staubfäden, welche einer Krone ähnlich sind. Da Mutter Natur der Blume die Krone selbst verliehen hat, so ist sie mithin hier als die Königin der Blumen anzusehen. Ich schickte Samen nach Deutschland, aber nur ein einziges Pflänzchen ist gediehen.

Auch sah ich hier und da etliche kleine Bäumchen der Araucaria brasiliensis mit ihren dunkelgrünen stramm abstehenden Nadeln, das schönste Nadelholz, was ich bisher gesehen; ferner Taxodium distichum mit dünnen, hellgrünen Nadeln, welche ganze Wälder bis hinauf nach Missouri bilden. Von hier fuhr ich mehrere hundert Meilen unentgeltlich mit der Eisenbahn. Das gewöhnliche Verfahren, um hier freie Fahrt zu erhalten ist folgendes:

Wenn man nicht viel Geld hat, setzt man sich in einen abgehenden Güterzug, ohne vorher zu fragen; der Kondukteur kommt revidiren, da täglich Mehrere auf diese Art sich befördern lassen, er mustert die Passagiere mit durchdringendem Blick, immerhin zu erkennen gebend, daß ihm nicht viel daran gelegen ist; nach dieser Musterung hält er die Hand hin, um eventuell ein Trinkgeld in Empfang zu nehmen, oder aber wenn er merkt, daß man nichts hat, so winkt er, daß man sich in die Ecke des Wagens setzen und ruhig verhalten soll; soweit wäre die Sache beendet, Der Amerikaner giebt aber bekanntlich nichts umsonst und da die Maschinisten der Eisenbahn mit Holz feuern, so wird, wenn der Vorrath aufgebraucht ist, mitten im Urwald angehalten, die Frei-Passagiere aus dem Wagen geholt und nun wird Holz genommen, wo es sich findet, auf den Kohlenkasten der Maschine geworfen und in einer Viertelstunde braußt der Zug mit rasender Eile wieder seinem Ziele zu. Auf diese Art fuhr ich in Texas und Arkansas gegen 600 Meilen weit.

Meine Reise führte über Little Rock, Poplar Bluff nach Kairo am Mississippi.

In Kairo hielt ich mich nur etliche Stunden auf und fuhr per Dampfschiff auf dem Ohio River nach Louisville in Kentucky.

Ich hatte von Lincoln bis hierher gegen 1850 Meilen zurückgelegt und gerade 8 Wochen zugebracht, aber während dieser ganzen Reise in keinem Hause geschlafen; ich war dieses rohe Leben entsetzlich müde, freute mich königlich auf die schöne Stadt Louisville, wo ich wenigstens wieder nach so vielen Mühen und Gefahren in einem reinlichen Häuschen ohne Sorgen ruhen und schlafen konnte. Nebstdem hatte mir mein ehemaliger Meister Weber, als er mich beim Abschied nach dem Dampfschiff begleitete, versprochen, mich bei meiner Rückkehr wieder einzustellen. Meine Hoffnung trügte mich auch nicht, wie die Leser bald sehen werden.

Eine Fahrt auf dem Ohio ist wohl eine der prächtigsten in Amerika, die Ufer sind romantisch und interessant, und was die Hauptsache ist, es ist viel billiger als per Eisenbahn. Fährt man hier auf dem Deck, so kann man für etliche Dollar mehrere hundert Meilen weit fahren. Von Kairo nach Louisville kostete es mich nur 3 Dollars und die Fahrt dauerte 2 Tage und 2 Nächte.

Louisville. Kentucky.

Sonnabend, den 2. August, Mittags 11 Uhr verließ ich das Dampfschiff, suchte Herrn Weber auf, der mich mit Freuden aufnahm, und um 1 Uhr arbeitete ich schon fest drauf los.

Louisville ist eine der schönsten und gesündesten Städte in den Vereinigten Staaten; sie liegt hart am Ohio, und dem flotten Schiffsverkehr verdankt die Stadt ihr Emporkommen. Im Mai 1880 feierte die Stadt ihren Geburtstag, denn gerade vor 100 Jahren haben sich die ersten Ansiedler an den Ohio-Katarakten niedergelassen, und die Stadt gegründet. Sie zählt jetzt 126,556 Einwohner, darunter 15,000 Farbige, und hat $1^1/_2$ Stunde im Durchmesser; die Straßen sind breit und regelmäßig angelegt, mit schönen Baumalleen und Gärtchen geziert, der Catalpa springaefolia mit seinen großen, scharfgezackten, schattigen Blättern ist häufig zu finden. Pferde-Eisenbahnen durchkreuzen die Stadt nach allen Richtungen hin, kurz es ist überall ein heitres, reges, taktvolles Leben.

Hauptproduktion in Kentucky ist Weizen, Mais und Tabak, Louisville ist die erste Stadt im Export derselben. Aber

schön und berühmt sind auch die Pferde und Frauen jener Stadt. Neckereien mit den Frauen ist streng verboten; so hat es z. B. ein junges Mädchen zur Anzeige gebracht, daß sie von einem verliebten Menschen geneckt wurde, der arme Kerl wurde sofort wegen unsittlichen Angreifens zu 1 Monat Gefängniß verurtheilt.

Die Achtung, die sich die Frauen in Amerika gegenüber den Männern zu erhalten wissen, ist groß; sie bewegen sich zwar fast stets mit einer Art königl. Anstand, dafür nimmt aber auch die Dienstfertigkeit gegen sie überall kein Ende, und einer übertrifft darin immer den andern. Kein Wunder, daß dann die liebenswürdigen Ladis noch stolzer werden. —

Was die Lebensmittel anbelangt, so hat Brod denselben Preis wie in Deutschland, doch wird meist nur Weizenbrod gegessen; Fleisch ist billiger, pro Pfund 20—30 Pf. Arbeitskleider sind ebenfalls billiger, nur Seidenstoffe und feine Tuche theurer.

Von den Früchten sind die Aepfel ausgezeichnet, gewürzreich, saftig und billig, ebenso Pfirsiche und Erdbeeren; letztere werden in großen Massen erbaut. Bananen kommen aus Südamerika, auch diese sind nicht theuer; Pflaumen und Kirschen gedeihen nicht, sind theuer und geschmacklos. Getränke sind sehr theuer, auf diesen wie auf dem Tabak liegen die höchsten Steuern und füllen die Staatskassen; ein Glas Bier kostet 20 Pf. Wein ebenso, dieser ist steuerfrei und der beste kommt aus Californien. Eine Cigarre, die man in Deutschland für 5 Pf. kauft, kostet 20 Pf. Ein Glas Wisky (Branntwein) kostet 20 Pf., trotzdem wird er massenhaft getrunken, so Mancher bringt sich dadurch an den Bettelstab, ruinirt seine Gesundheit und seine Familie.

Ich war zwei Monate bei Herrn Weber und befand mich ziemlich wohl. Derselbe hatte ein schönes Haus mit prachtvollen Zimmern, eine schöne Frau, ein schönes Pferd. Ich konnte mit ihm spazieren fahren, kurz ich war wie zu Hause. Auch zwei hübsche Mädchen wies er mir zu, die für mich jedoch wegen ihres schlanken Wuchses nicht paßten; ich sagte etliche mal zu ihm: „Sie wissen, daß in Amerika Alles geschwind gehen muß, da kann man nicht erst auf die Zehen treten, will man einer einen Kuß geben," worüber er immer herzlich lachte.

Ich entschloß mich, wieder nach Deutschland zu gehen, da die Arbeit doch nicht für mich paßte, indem ich viele Jahre in Deutschland wie in Rußland auf Maschinenbau gearbeitet hatte; das amerikanische Pferdebeschlagen hatte ich nicht Lust anzufangen. Der Kutscher bringt hier das Pferd in die Schmiede und geht wieder fort: der Schmied muß die Füße selbst aufheben, dabei den Fuß ausschneiden und die Eisen aufschlagen, kurz alles allein fertig machen*); bei den deutschen Pferden wäre das rein unmöglich, aber hier sind die Pferde viel verständiger, Schmeißen und Beißen fällt höchst selten vor, sie halten den Fuß ganz ruhig hin. Doch gehört für den Schmied immer Einübung dazu, um es schnell und fest fertig zu bringen.

Ich hörte also auf zu arbeiten, ging an den Ohio, um so billig wie möglich nach New-York zu fahren, aber der Fluß war zu klein; da es lange nicht geregnet hatte, ging auch kein Dampfschiff. Mittlerweile bekam ich Arbeit in der Maschinenfabrik von März & Co.

Hier gefiel es mir nun schon besser, ich war Schmied allein, hatte einen Gehilfen und erhielt 9 Dollars (38 Mark) pro Woche. Es waren gegen 30 bis 40 Mann in der Fabrik und fast alles Deutsche.

Der Lebensunterhalt ist nicht theuer, lebte ich eingezogen, verbrauchte ich nur 3 Dollar per Woche; ich hatte ein schönes möblirtes Zimmer gemiethet für 6 Dollar den Monat. und lebte darin glücklich und zufrieden.

Des Morgens, ehe ich auf Arbeit ging, nahm ich Butterbrod und Aepfel zu mir; um 7 Uhr begann die Arbeit, um 12 Uhr geht man zum Mittagessen. Ich ging in ein deutsches Wirthshaus, wo es kräftige Mahlzeiten gab. Ein Jeder bekam hier eine Suppe, 4 Stückchen Brod, 2 Teller Fleisch, gewöhnlich Braten, 1 Glas Milch, 4 Teller voll Gemüse, gewöhnlich Bohnen, Möhren, Kartoffelmuß, eine Süßkartoffel und oft auch eine gekochte Maiskolbe ganz in ihrer Naturgröße auf den Tisch. Die Kolbe nimmt man in beide Hände und knabbert die Körner ab, wie es die Eichhörnchen zu thun pflegen, dann gab es noch eine Nachspeise, Rosinenpudding, oder ein Stückchen Kuchen; dieses Alles kostete 15 Cents = 60 Pf.

*) Ein Pferd zu beschlagen kostet 1 Dollar. In Neu-Mexiko 3 bis 5 Dollars.

Ich hatte nun ein halbes Jahr bei März gearbeitet und wollte fort, weil wir im Februar drei Wochen feiern mußten. Die Arbeit kommt oft massenhaft, so daß alsdann mit aller Kraftanstrengung gearbeitet wird. Ist solch' ein Sturm vorüber, tritt auch manchmal Pause ein, besonders im Winter. Die Maschine wird stehen gelassen, der Werkmeister kommt zu einem Jeden hin und spricht: „Es thut mir leid, es sind keine Bestellungen da, ihr müßt Feiertage machen.“ So kurz und erbaulich wird man dann abgefertigt. Diese Feiertage kamen im März wieder vor, und ohne etwas zu sagen, packte ich meinen Koffer und verließ das schöne Louisville.

Heimkehr.

Den 11. Mai fuhr ich per Dampf nach New-York. Hier angekommen, las ich in der Staatszeitung folgende Annonce: „20 Mann zur freien Fahrt nach Deutschland, Frankreich und England.“ Ich meldete mich und wurde auch sofort angenommen. Den zweiten Tag wurde ich mit noch drei andern Auswanderern auf das Dampftransportschiff „Henry“ geführt. Hier wurden wir in unsere kolossale Arbeit eingeweiht. 250 Stück Stiere waren vom Lande herein auf unser Schiff zu bringen. Wir machten diesen Gästen das Bett zurecht, banden sie mit Stricken an ihre Stände fest und legten ihnen Heu vor. Ein schönes Vergnügen! Schöne freie Fahrt, Stiere in Pflege zu nehmen. Was für Ungethüme, was für Pflegekinder, welche eine liebevolle Aufwartung nicht einmal annehmen, den Dank mit ihren Hörnern zu vergelten suchen; welche im Fressen unverwüstlich, in Unreinlichkeit unübertrefflich sind. Kaum waren die letzten untergebracht, als der Anker in die Höhe rasselte; das Schiff fing an sich zu bewegen, eine Kanone wurde von unserem Henry abgefeuert und wir dampften den 19. Mai 1880 Mittags zwei Uhr hinaus in den Atlantischen Ocean. — Unsere Arbeit war keine der angenehmsten. Früh vier Uhr weckte uns unser Vormann, ein Amerikaner, dem der Viehtransport übergeben war; wir nahmen die Wassereimer und tränkten die durstigen Thiere, oft trank einer vier Eimer voll allein; wenn wir nun gegen 600 Eimer voll Wasser getragen hatten, kann man sich wohl denken, daß wir unsere Graupen verdient hatten, denn weiter setzte es früh

nichts als Graupen, die ich nie gern gegessen und hier alle Tage zweimal erhielt. Sie waren in Wasser gekocht mit ein wenig Malasse (elender Syrup) übergossen, und wir mußten sie ohne alle Gnade mit Schiffszwieback und Kaffee, wenn man das Gesöff so nennen darf (denn dieser war abscheulich, nicht einen Tropfen konnte ich trinken), verzehren. War dieses vorüber, dann ging es an die Pumpen; auf dem Schiff standen fünf große Fässer, dahinein mußten wir das Wasser aus den untern Schiffsräumen herauspumpen, und aus diesen Fässern vertheilten wir's den andern Morgen.

Des Mittags gab es Suppe, Fleisch und Kartoffeln, letzteres beides war fast ungenießbar, das Fleisch warf ich ohne weiteres über Bord. Abends gab es wieder, wie früh, die uns von ferne schon Ekel einflößenden Graupen. Dann wurde Heu gefüttert und eine halbe Nacht abwechselnd gewacht. War die Wache an mir, so nahm ich mein Büffelfell um, einen Stock in die Hand und ging an den Ständen auf und nieder; da gab es etliche male Spaß, denn die Stewarts oder Matrosen konnten es in der Nacht doch nicht genau sehen, was es war, sie kamen auf mich zu, in dem Glauben, daß ich vielleicht ein aus der Gefangenschaft entsprungenes Frachtgut sei.

Den vierten Tag, wo die See sehr, sehr hoch ging, trat die Seekrankheit heftig ein, wovon auch ich nicht verschont blieb. Schon hatte ich Galle und Schleim ausgespukt. Der Kapitän trat zu mir mit den Worten: „Nun, lieber Landsmann, was fehlt ihnen?" „O! mir ist übel, ich glaube zu sterben." Der Kapitän lächelte, denn die wissen, daß von der Seekrankheit selten Jemand stirbt. Den sechsten Tag war die See ruhig, die Seekrankheit verschwand, und ich mußte dann selbst darüber lachen, wie man an das Sterben denken kann. Ja die letzten Tage, als uns die herrlichen glitzernden Wellen, bei heiterem Himmel umgaben und das Schiff so ruhig und schnell durch die große Wassermasse schnitt, gefiel es mir sehr gut.

Nach einer 13tägigen Fahrt warfen wir glücklich Anker in Antwerpen. Sofort fuhr ich nach Dresden zu meinen Verwandten und schrieb meine mit so vielen Gefahren verknüpft gewesene Reise auf.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Zweiter Abschnitt.

Inhalt.

Leichenbestattung eines Matrosen auf offener See. — Vierzehn Tage im Urwald. — Von Marquette über den Superior-See nach Saint Paul und Bismarck. — Drei Wochen auf der Rose-Bud. — Sechs Tage und fünf Nächte in den Prärien Montana's. — Grimbart und Traumbügel. — Eine schreckliche Nacht im Schnee. — Anschluß an einen Train. — Fort Benton. — Von Fort Benton nach Helena. — Von Helena nach Kalifornien. — In einem Indianer-Wigwam in Nevada. — San Francisco. — Kalifornien. —

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Leichenbestattung eines Matrosen auf offener See.

Am 9. September 1880 fuhr ich auf dem Dampfer Nürnberg des Norddeutschen Lloyd mit 300 Passagieren von Bremen ab, um das zweite Mal nach Amerika zu gelangen. Das Wetter war schön und nichts störte unsere Fahrt. — Nach einer 6tägigen Reise starb mittags ein erst 23 Jahr alter Matrose an Halskrankheit und wurde die darauffolgende Nacht in aller Stille über Bord gegeben. — Die Matrosen trugen ihn aus dem Krankenzimmer auf das Verdeck, wo sämmtliche Schiffsmannschaft versammelt war; die Maschine war angehalten worden, und das Schiff blieb eine halbe Stunde stehen. Die Flagge am hintern Mastbaum wurde halb aufgezogen und flatterte unruhig hin und her. Dann und wann brach der Mond durch die Wolken. Eine feierlich tiefergreifende Totenstille herrschte rings umher, und wurde nur von dem Plätschern der Wellen unterbrochen. — Der Kapitän trat vor und hielt eine kurze Leichenrede, während die robusten Matrosen mit gefalteten Händen und entblößtem Haupte einen Kreis um ihn schlossen. Nach der kurzerbaulichen Zeremonie wurde er mit dem Brett, worauf er festgebunden war, von seinen Kameraden auf die Schiffswand gehoben. Sein ganzer Körper war in Segeltuch eingenäht, zu beiden Seiten mit Sand beschwert, an seinen Füßen ein Stück Eisen befestigt, welches den Zweck hatte, ihn auf den Grund des Meeres zu ziehen. Die Matrosen schwenkten das Brett vom Schiffe ab, und hin schwebte es in die schauerliche Tiefe. Eine Welle nahm die Leiche auf, und führte sie in das nasse, kühle Grab. — Keine Glocken, keine Grabgesänge ertönten, und doch waren wir tief ergriffen.

Den andern Tag war Tanz im Zwischendeck, an welchem sich Alt und Jung erfreute. In der fröhlichsten Laune schwebten

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

die Paare um eine eiserne Säule, da auf einmal wurde der Tanz durch die Rufe gestört: — „Walfisch in Sicht.“ Die Musikanten warfen die Instrumente weg, die Tänzer ließen ihre Mädel stehn, und alles sprang aufs Verdeck. — In einer Entfernung von einer Viertelstunde trieben auch wirklich zwei junge Walfische ihr ergötzliches Spiel. Alle 5—10 Minuten spritzten sie ziemlich hohe Wassersäulen in die Luft; zuweilen wurden auch Kopf, Rücken und Schwanz über der Oberfläche des Wassers sichtbar und verschwanden gleich wieder. Die Wale, 12 bis 15 Fuß lang, schienen sich recht behaglich zu fühlen, in dem ruhigen Wasser, denn wir hatten Windstille. — Der ganze Tag und Abend war prächtig; fast Alle waren auf den Beinen, und nur etliche Seekranke blieben auf ihren Strohsäcken liegen. Ich blieb diesmal von der Seekrankheit verschont.

Zu bewundern war, daß kleine Kinder von der Krankheit gänzlich frei blieben, was wohl der Umstand herbeiführen mag, daß diese das Schaukeln von der Wiege her gewohnt sind.

Nach einer 14tägigen Fahrt langten wir glücklich in der herrlichen Weltstadt New-York an. Ich begab mich in ein deutsches Gasthaus und ruhte einen Tag aus, denn die Seereise ist für denjenigen, der nicht daran gewöhnt ist, doch sehr ermüdend. —

Den 29. September fuhr ich per Eisenbahn nach Milwaukee am Michigan-See. — Die Stadt ist berühmt wegen ihres Handels, denn der Michigan-See steht mit den nordamerikanischen Seen, mit dem Lorenzstrom und dem Ocean in direkter Verbindung. — Vor 40 Jahren, als noch wilde Indianer diese Gegend durchstreiften, hatte Milwaukee kaum 250 Einwohner; und jetzt 125000, von denen die Hälfte Deutsche sind. — Nach 3tägigem Aufenthalt in Milwaukee erhielt ich Arbeit nachgewiesen, von der deutschen Gesellschaft, als Schmied und Mechaniker in einer Eisengießerei in Port Washington, 30 Meilen nördlich von hier. Die Bahnstrecke dahin durchschneidet schöne Felder und Gebüsche; hier und da steht ein freundliches Farmhaus mit dem selten fehlenden Obstgarten, denn Aepfel gedeihen auch hier gut. — Den andern Tag ging ich in Port Washington an die Arbeit. Port Washington hat gegen 2000 Einwohner und liegt ebenfalls hart am Michigan-See. Das Leben hatte aber auch hier

seinen Reiz. Die Fabrik, in der ich arbeitete, lag auf einer kleinen Halbinsel; hob ich das Auge vom Amboß auf durch die Fenster, so sah ich den schönen See, zuweilen Segelschiffe, auch kleine Dampfer, und meine Hammerschläge schallten über das ruhige Wasser oder mischten sich mit dem Plätschern der Wellen, die sich an dem Hafendamm brachen. — Die Strömung und die Wellen sind auf diesem See kurz, deßhalb der Schiffahrt sehr gefährlich, und manches Wrack birgt das trügerische Element. —

Der Staat Wisconsin ist einer der reichsten Staaten in Bezug auf Holzbestand; doch die Ausrottung von werthvollen Waldungen durch Feuer und Axt ist hier aufs Grauenhafte gestiegen. Es ist längst erwiesen, daß der Waldbestand auf das Klima von wohlthätigem Einfluß ist. Bei der bisherigen Besiedelung Amerikas hat man darauf aber zu wenig gebührende Rücksicht genommen. Der Amerikaner berechnet eben nicht für die Zukunft Sobald ihm ein Gewinnst nahe vor Augen steht, sucht er ihn so schnell als möglich einzuheimsen. Soll jedoch nicht bald Holzarmuth eintreten, so muß das leichtsinnige Ausrotten verschwinden, und würde es für manche Gegend von großem Nutzen sein, wenn Wälder angepflanzt würden, die nicht nur das Klima verbessern, sondern in späteren Jahren sich gut bezahlen würden. Auch für die Ertragfähigkeit des Bodens würde es von Nutzen sein, denn der Wald bewirkt, ähnlich wie das Meer, daß Wärme und Kälte nicht in ihren Extremen so grell auftreten, da sie dem plötzlichen Wechsel der Temperatur weniger unterworfen sind und mehr gleichmäßige fruchtbare Regen heranziehen.

Ich arbeitete den Winter durch in Port Washington. Mit Sehnsucht erwartete ich das Frühjahr, doch es kam dieses Jahr spät. Der März, der gewöhnlich schon schöne Tage bringt, brachte ungeheuere Schneemassen. Furchtbare Schneestürme, verwehten Wege und Stege, wie ich dieses noch nie erlebt hatte. Eisenbahnzüge blieben im Schnee stecken, und diese heraus zu schaufeln um die Strecke frei zu machen, kostete der Bahndirektion Tausende von Dollars. Endlich Ende April, bestimmte ich den Tag der Abreise; die Sonne schien warm, die Wege waren frei, Geld hatte ich genug gespart und freute mich auf eine Reise, um wieder einmal im Urwald die frische Luft über mich hinstreichen zu lassen.

Die Eisenbahn trug mich zuerst durch die Wälder des nördlichen Wiskonsin bis hinauf nach dem Superiorsee, und nahm in der schönen, gesunden, romantisch gelegenen Bergstadt Urgauen Arbeit

Urgauen hat das Gepräge eines Thüringischen Hochgebirgsdorfes und zieht sich von Süd nach Nord an einer Gebirgskette hin. Die hunderte von Eisenbergwerke, die in der nächsten Umgebung sind, spendeten das regste Leben. Stündlich befördert die Eisenbahn, welche mitten durch die Stadt läuft, hunderte mit Eisenerz beladene Wagen, welche nach Marquette gehen und von da per Dampfschiff nach Buffalo, Chicago u. s. w. expediert werden. Nahe der Stadt sind auch Kohlenbrennereien und Schmelzöfen. Ueberall dampft, klopft, hämmert und wirthschaft man, um den Bergen ihre Schätze zu entreißen.

Fast jeden Abend bestieg ich hier einen kleinen Berg; er erhob sich gegen Osten und ich konnte ihn in 5 Minuten erreichen, hier, auf einer Felsenplatte, war mein Lieblingsplätzchen nach des Tages Mühen. Gegen Osten breitete sich ein entzückendes Landschaftsbild vor mir aus. Zu meinen Füßen lag ein Bergsee, von Gebirgen und herrlichen Waldungen umgeben, am gegenüberliegenden Ufer steile Felswände, gen Süden in einer Thalebene einige Fischerhütten, zwischen Wiesen und Kartoffelfeldern. So gern schweifte mein Auge über den ruhigen See, hinüber in die Berge und Waldungen, oder auf die heiteren Menschen, die sich in Kähnen auf dem Wasser vergnügten.

Vierzehn Tage im Urwald.

Als ich drei Wochen in der Bergschmiede gearbeitet hatte, kam eines Tages ein Landsmann, ein Dresdner, Namens Karl Werner, in unsere Werkstelle und machte mir den Vorschlag, ich sollte mit ihm auf seine Farm gehen, welche 10 Meilen westlich von hier, mitten im Urwalde lag; dort würde ich während der Heuernte mehr verdienen als hier. Mein Verdienst war nach hiesigen Verhältnissen freilich gering, denn ich verdiente nur 9 Dollars per Woche; und hier oben ist alles sehr theuer. Im Gasthaus mußte ich 20 Dollars den Monat zahlen, in mittleren Staaten dagegen nur 12 bis 16

Dollars. Deshalb willigte ich ein und fuhr denselben Tag noch mit Werner ab. — Seine Pläne, die er mit mir vorhatte, gingen aber weit. Er wollte mich zu seinem Nachbar haben, und sollte ich 160 Acker Regierungsland aufnehmen. Bald fand ich jedoch heraus, daß er mich nur als sein Werkzeug gebrauchen wollte. Ich sollte nämlich das in seiner Nähe liegende Land vorläufig kultivieren und in etlichen Jahren, wenn es mir nicht gefiel, wollte er das Land auf seinen Namen schreiben lassen, und meine Arbeit, die ich darauf gethan hätte, bezahlen. Bezahlen?? — was würde ich da erhalten haben? Zum Glück besitze ich aber soviel Einsicht, derartige Anerbieten nicht zu beachten. —

Um seine Hütte herum, die er sich selbst nach der einfachsten Weise aus Brettern und Stangen zusammengenagelt hatte, hatte er ungefähr 1/4 Acker Land geklärt und eingezäumt, wo etliche Kartoffeln, Salat, Rüben, Erdbeerbeete und vor allem viel Zwiebeln zu finden waren. Von 160 Acker Land hatte er nur 1/4 Acker kultiviert, gegen 90 Acker waren geklärtes Wiesenland, das übrige war Wald. Ein altes lahmes Pferd und zwei bissige Hunde (die letzteren nahm er mit in sein Bett), waren die einzigen zahmen Wesen um ihn und seine steten Gesellschafter, die mit ihm die stille Einsamkeit theilten. Von ungezähmten Thieren gab es viele in seiner Nähe, vor allen Zaunmäuse, Vögel und Hirsche. Erstere fraßen dem Pferde den Hafer weg, letztere ihm das Heu von den Wiesen. Die Mäuse fing er in Fallen, doch kamen ihm immer neue aus dem nahen Walde zugelaufen. Von den Hirschen fing er keine; nicht etwa aus Humanitätsrücksicht, sondern weil seine alte Flinte, die in der Ecke seiner Hütte lag, verrostet und unbrauchbar geworden. Die alte Hütte stand auf einer kleinen Anhöhe, unten im Thale schlängelt sich durch die Wiesengründe ein Creek (Bach) hin, der im Frühjahr aus seinen Ufern tritt und das ganze Thal überschwemmt. Der zurückbleibende Schlamm düngt die Wiesen. — Sein Heu bringt ihm gegen 200 Dollars ein, davon muß er über 100 Dollars Arbeitslohn zahlen; er hatte außer mir noch zwei Amerikaner zum Grasmähen; diese bekamen per Tag 2 Dollars und das Essen. Außerdem verkauft er noch etwas Holz, was aber nicht gut bezahlt wird, denn Holz giebt es hier überall in Hülle und Fülle. Weizen, Mais,

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Roggen u. s. w. kann hier nicht gebaut werden, da das Klima zu rauh ist. 7 bis 8 Monate herrscht strenger Winter, sodaß nur Kartoffeln, Hafer und Heu gezogen werden. Die Kartoffeln sollen aber oft erfrieren. Himbeeren gab es im Walde in großen Massen. Alles andere muß aus den südlicheren Staaten bezogen werden. — Das Land ist jedoch reich an Naturschönheiten, herrliche Gebirge und Thalschluchten mit prächtigem Schwarzwald und klaren Quellen, von immergrünem, sammetweichem Moose umgeben, das man in den südlicheren Staaten vergebens sucht, waren hier zu finden.

Von Marquette über den Superior-See nach Saint Paul und Bismarck.

Nach einem 14tägigen Aufenthalt verließ ich dies stille Asyl und fuhr nach Marquette, um von da nach Duluth und Saint Paul zu reisen. Zufällig traf ich gleich ein Dampfschiff, wo ich den Fahrpreis abarbeiten konnte. Zwar hatte ich noch 31 Dollars bei mir, aber meine Pläne trugen mich ja weit und Geld braucht man hier auf Reisen viel. — Den andern Tag 10 Uhr dampften wir von Marquette ab, der See war still, die Fahrt prächtig. Nichts ist schöner im Hochsommer als eine Fahrt auf dem Superiorsee. Mittags fuhren wir an einer Insel vorbei, welche hocherhaben gleich einer Art Festung, von Felsen umgeben, sich stattlich ausnahm; bald trafen wir eine andere Insel mit einem Leuchtthurm, umgeben von Wald und etlichen Häusern; es war die einzig bewohnte, alle andern Inseln, die wir sahen, waren dem Anschein nach unbewohnt, gaben aber, wie auch das Festland, an dem wir hinfuhren, allüberall ein herrliches Naturbild. — Abends landeten wir in Houghton und ich bekam eine tüchtige Arbeit aufgebürdet. Ich mußte stundenlang Lasten vom Schiffe tragen, wie ein Matrose und als dieses vorbei war, wurde die ganze Nacht durch in den untern Schiffsräumen Hafer und Mais in Säcke gebracht. Den andern Morgen warfen wir Anker in Hancok, wo die berühmten Kupferminen sind; hier begann das Ausladen, was überall sehr rasch gehen mußte, wieder auf's neue. Wir luden Mais, Hafer, Kaufmannsgüter und Hausgeräthe aus. Hancok liegt auf mehreren Hügeln, wie ein zweites Konstantinopel. Inmitten

der Stadt geht ein Arm des Sees durch, auf dem die Schiffe ohne Gefahr hin und her dampfen. Nachmittags fuhren wir ein Stückchen zurück, nach dem Städtchen Calumet. Hier wurde wieder ausgeladen, dann dampften wir nach L'Anse und Nachts 2 Uhr konnten wir uns erst ein wenig schlafen legen. — Das Schiff fuhr trotz finsterer Nacht weiter fort; früh warfen wir Anker in Bayfield nahe Ashland, Wisconsin.

Nachdem wir 3 Stunden gelöscht hatten, ging es direkt nach Duluth. — Wir fuhren nahe an der ziemlich großen unbewohnten Insel La Pointe und den in der Nähe liegenden vielen kleinen Inseln vorüber, die den Namen Apostle Islands tragen. Abends erreichten wir, nach einer 3 tägigen Fahrt, Duluth. Hier half ich noch das letzte Löschen (Abladen) und verabschiedete mich von dem rohen Schiffsvolk mit dem Gedanken: Du hast diesmal die Fahrt sauer und redlich genug verdient. Der Aufseher mochte dies wohl auch eingesehen haben; er führte mich beim Verlassen des Schiffes zum Clerk (Buchhalter), welcher mir noch 3 Dollars auszahlte. So hatte ich mir in den 3 Tagen an 12 Dollars erspart. — In Duluth ging ich in ein deutsches Gasthaus und schlief die ganze Nacht in einem Ruck bis zum frühen Morgen; um 9 Uhr fuhr ich per Eisenbahn nach Saint Paul. — Anfangs ging die Fahrt durch herrliche Waldungen am Thomson River hin; bald erreichten wir eine Stelle, wo der Fluß über Felsenmassen wie ein Wasserfall zischend und sprudelnd herabstürzte. Ein Strecke weiter sahen wir den Fluß rechts aus einer Felsenschlucht rauschend hervorbrechen, gleich wie ein wilder Sohn des Gebirges. — Hier an dieser Bahnstrecke haben sich auch Indianer angesiedelt. In unsern Wagen stiegen vier Frauen mit Kindern ein, und ein junger Mann von ungefähr 15 Jahren. Die eine junge Frau war sogar fein gekleidet, doch liebte auch sie, wenngleich sie schon auf einer höheren Stufe der Zivilisation stand, die grellen Farben. Eine andere Indianerin saß mir gegenüber, sie hatte zwei kleine Kinder bei sich, einen Säugling und einen Knaben von ungefähr drei Jahren. Gegen letzteren war sie sehr streng, er durfte sich nicht einmal setzen. Sie stellte ihn an's Fenster, wo er auch ohne Murren stehen blieb; der kleine Kerl dauerte mich, und ich gab ihm durch Zeichen zu verstehen, er solle sich neben mich, auf meinen Sitz setzen, wo

Platz genug war; denn man fährt hier sehr bequem auf breiten, mit rothem Sammet überzogenen Bänken. Seine Mutter grinste mich dabei freundlich an und zog die Mundwinkel bis an die Ohren; aber der arme Kerl blieb stehen, sie hieß ihn nicht zu mir gehn. Ihren Säugling trug sie fest in Windeln eingeschnürt am Arme. Ihr Windelbrett hatte sie neben sich gelegt. Es war dies ein einfaches $1^1/_2$ Fuß breites und 3 Fuß langes Brett; an dem unteren Ende war ein Halbkreis, ein 3 Zoll breiter Spahn aufgenagelt, damit das Kind, wenn es auf dem Brett mit Bändern festgebunden ist, mit den Füßen nicht herunterstrampeln kann. Zu beiden Seiten ist das Brett frei. Am oberen Ende war ein Holzbügel, der über den Kopf des Kindes weggeht, angebracht, der zugleich als Griff diente um das Windelbrett zu tragen. An diesem Bügel waren unten noch zwei Tragbänder geknüpft, so daß die Mutter das Windelbrett mit dem Kinde wie einen Korb auf dem Rücken tragen konnte. Die Bänder waren auch so eingerichtet, daß das Brett wie ein Schlitten gezogen werden kann. —

Hinter mir saß ein 15jähriger Indianer, er trug nur ein Paar Beinkleider und ein weißes Hemd, in dem er sich sehr zu gefallen schien. Ich studirte eine Landkarte, wo die Counties mit allerlei grellen Farben aufgetragen waren; diese schenkte ich ihm, schnell griff er zu, staunte mich aber mit großen Augen an, und betrachtete die Karte lange, ähnlich wie es bei uns ein Kind thut, wenn es ein Bild erhält Daß er nicht wußte was es war, sah man ihm an. — Die Indianer stiegen bald wieder aus, und verschwanden im Walde. — Bald trafen wir auch etliche Indianer-Wohnungen; sie bestanden aus schwachen Holzstäben, von denen die Endspitzen in einem Bogen in die Erde gesteckt waren; die ganze Hütte hatte die Gestalt einer umgestürzten runden Schüssel. An einer Stelle war ein Loch, das den Eingang bildete. Dieses Gestell oder Gerippe der Hütte, wird mit Büffelfellen, Leinwand oder Aesten bedeckt. Diese Bauart ist nur bei wenigen Indianerstämmen üblich, die meisten haben den spitzzulaufenden, schöngestalteten, leicht transportablen „Wigwam". — Mittags 2 Uhr war ich in der herrlichen Stadt Saint Paul am Mississippi. — Die Stadt ist sehr malerisch gelegen; von der Südseite aus genießt man eine wunderschöne Aussicht auf

den Mississippi, welcher hart an der Stadt vorbeifließt. Hier nahm ich Arbeit an der Eisenbahn, wodurch ich freie Fahrt durch den Staat Dakota bis Bismarck erhielt. Dort angekommen, begab ich mich auf das Eisenbahnbureau. Ein Beamter stellte mir eine Karte aus, mit der ich noch 30 Meilen weiter fahren konnte und zugleich an einen Kontraktor gewiesen wurde. — Die Bahn geht fortan stets im Yellowstone-Thale entlang. Der Fluß ist ziemlich groß und kann bei Hochwasser mit Dampfschiffen bis hierher, und noch 200 Meilen weiter befahren werden. Waldung sieht man nirgends; die Höhenzüge, die sich am Fluß hin erstrecken, sind kahl und selten von pittoresker Form. An den Ufern jedoch wachsen fast überall Pappelbäume und Herzweiden. Bei der schwachen Bevölkerung, die der Staat Dakota besitzt, reichen die Pappeln am Flusse aus zu Bauholz und Brennmaterial. Das Holz wächst schnell und der Nachwuchs ersetzt das, was verbraucht wird. Die Ranchos begnügen sich mit einfachen Blockhäusern von Baumstämmen. Ein Bretterhaus zu bauen, kommt theuer, denn Bretter und Schindeln müssen aus Wisconsin und Minnesota gegen 1000 Meilen weit verschrieben werden. Den andern Tag erreichte ich den Powder River, wo ich arbeiten sollte. Leider gab es aber keine Schmiedearbeit, ich sollte Erdarbeit verrichten, bis eine Stelle frei würde. Am nächsten Morgen ging ich an die Arbeit. Ich bekam eine Hacke und mit dieser hieb ich den ganzen Tag die feste Erde los. Sobald ich einen Haufen abgehackt hatte, kam ein Amerikaner mit zwei Mauleseln, welche an eine große Erdschaufel gespannt waren und schleppte die Erde weg Diese Erfindung ist eine echt amerikanische und verdient in Deutschland nachgeahmt zu werden. Dort wird die Erde auf einen Wagen geladen, fortgefahren und dann wieder abgeladen. Soviel Umstände macht man hier nicht. Die Schaufel, mit der die Erde fortgefahren wird, ist von starkem Eisenblech und in der Größe eines Schubkarrens, aber in Gestalt einer Schaufel, an welcher hinten zwei Holzgriffe angebracht sind; vorn ist ein starker eiserner Bügel, an welchem die Pferde ziehen. Sobald der Fuhrmann die Schaufel voll haben will, faßt er die Griffe an wie einen Ackerhaken und hebt die Schaufel damit hinten hoch, sodaß sie vorne in die Erde einschneidet. Ist die Schaufel voll, so läßt der Fuhrmann sie los und geht hinter

den Pferden her bis gewöhnlich zu einer Vertiefung, die vollgeschüttet werden soll; dort überstürzt er die Schaufel mit einem Ruck. Dieses geht sehr schnell, und man kann viel mehr leisten als mit den Wagen. — Das Leben unter den rohen Menschen gefiel mir aber nicht, die Arbeiter waren zusammengewürfelt aus allen Weltgegenden. Es waren gegen 12 Leinwandzelte errichtet, und etliche Blockhäuser; darin wurde gekocht, gespeist und geschlafen. Ich wurde in ein Blockhaus einquartiert. Von der neuen, ungewohnten Arbeit sehr ermüdet, legte ich mich daher nach dem Feierabend zeitig zur Ruhe, aber nicht lange hatte ich geschlafen, da erwachte ich durch zwei Mäuse, welche auf meinem Gesichte herumspazierten. Ich stand auf und setzte mich auf einen Koffer, und konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Am anderm Tag hackte ich wieder fest drauf los, um die folgende Nacht wieder dieselben Qualen auszustehen. Als aber die Mäuse sich sogar in meine Haare einzuquartieren suchten, sprang ich auf, nahm meine Sachen und ging hinaus, denn ich hatte dieses Leben satt. In der Nähe der Zelte war ein helles Feuer, dort lagerten zwei Reisende, zu diesen legte ich mich, bis der Morgen anbrach. Dann ging ich fort, ohne ein Wort zu sagen und ließ sogar meinen Lohn, 4 Dollars für die 2 Tage im Stich.

Ich reiste nun wieder zurück nach Glendive, denn von hier direkt zu Lande nach Helena zu gehen, war mir abgerathen worden, weil auf dem Wege dahin gegen 500 Meilen weder Dörfer, wohl aber Indianer zu treffen wären, denen in der Wildniß nicht viel zu trauen sei. Auf dem Rückwege lagen überall zerstreut Hunderte von Büffelschädeln, die vom Sonnenschein und Regen weiß gebleicht, einen um so schauerlicheren Anblick gewährten. Den zweiten Tag war ich wieder in Bismarck; hier traf ich einen deutschen Kaufmann, welcher mir zuredete per Dampfschiff nach Fort Benton zu fahren und von da weiter nach Helena. Wohl war dies ein großer Umweg, aber was konnte es helfen. Der Herr schrieb mir einen Empfehlungsbrief an einen Kapitän und meinte, die Fahrt würde mir keinen Cent kosten wenn ich dabei arbeiten wollte. Sein Gehilfe fuhr mich noch in seinem Wagen bis zum Fluß und führte mich zum Kapitän, wo ich angenommen wurde. Sofort wurde mir nun meine Arbeit angewiesen. Wenn das Sprichwort wahr ist: „Arbeit macht das Leben süß,“

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

so hätte ich hier unbedingt ein sehr süßes Leben geführt. Die Arbeit war schwer genug, denn ich mußte Telegraphenstangen aufladen, und eine allein etliche hundert Schritte weit zu tragen, ist nicht leicht; 500 Stück wurden aufgeladen.

Drei Wochen auf der Rose-Bud (Rosenknospe).

Kaum war ich drei Stunden auf dem Schiffe, da dampften wir ab. Das Schiff führte den Namen Rose-Bud; ich traf darauf zwei deutsche Matrosen, der eine war ein Pommer, der andere ein Deutsch-Russe aus Odessa. Jetzt erfuhr ich zu meinem Erstaunen, daß es bis Fort Benton 1100 Meilen weit sei, und daß die Fahrt drei Wochen dauern sollte. —

Bei Tage war es hier oft sehr heiß, aber des Nachts schon rauh und kalt. Wir fuhren nun zwischen schmucklosen Hügelketten hin; der Fluß hat sich fast überall ein tiefes Bett gerissen, sodaß die Hügel bis 50, ja 300 Fuß hoch ansteigen. Ueber den Hügeln breiten sich dann, oft unübersehbare Prairien aus und tragen wie die Hügel von der Sonne verbranntes, graugelbes Gras. An dem Flusse entlang stehen Pappelbäume und Weiden, oftmals ganze Wälder, die hier vortrefflich gedeihen. Erst gegen 300 Meilen vor Benton treten hier und da Kiefern auf, auch die Berge werden höher und malerischer. — Nach etlichen Tagen kamen wir nach Fort Berthold, wo wir auf etliche Augenblicke anlegten, denn wir hatten weiter nichts abzuladen als einige Kisten und eine eiserne Fenz (Zaun); von dem Orte sahen wir fast gar nichts. Dann ging die Fahrt in ihrer Einförmigkeit weiter. Wie theuer die Fracht bis Benton zu stehen kommt, kann man sich denken. Wir verbrauchten jeden Tag 10 bis 15 Klaftern Holz für die Maschinen und für die Cort (Klafter) müssen 4 Dollars bezahlt werden. Aufladen mußten wir es dafür noch selbst. An den Ufern sind alle 20 bis 40 Meilen Holzstationen errichtet; hier steht gewöhnlich ein Blockhaus, worin einige Männer wohnen, die daran gewöhnt sind, ein rauhes, abgeschlossenes Leben zu führen; diese hauen das Holz zu und schichten es am Ufer auf. Sobald der Kapitän in der Ferne solch eine Holzstation bemerkte und unser Vorrat gerade zu Ende war, wurde das Schiff nach dem Ufer ge-

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

richtet und mittels zweier großen Seile an einige Bäume am Ufer befestigt. Dann wurde eine Holzbrücke vom Schiffe nach dem Ufer gezogen; diese war oft, wenn der Uferdamm hoch war, sehr steil; auf dieser Brücke liefen wir auf und ab und trugen die Holzscheite auf der Schulter auf's Schiff, dies mußte sehr rasch gehen, damit das Schiff nicht lange liegen blieb. So schnell wir aber auch liefen, so trieb der Aufseher doch immer noch zu größerer Eile an; ja es ging wirklich manchmal zum Halsbrechen her; gegen 20 bis 25 Mann wurden auf dem Schiffe dazu gehalten, und jeder erhielt pro Tag 2 Dollars nebst Kost. Die Lebensmittel mußten aber alle von Bismarck aus mitgenommen werden. Nun kann man sich einen Ueberschlag machen, wie hoch der Transport zu stehen kam.

Von Fort Berthold bis Apple Creek trafen wir über 300 Meilen weit keinen Ort. Apple-Creek war der größte und interessanteste auf unserer Fahrt. Er lag zur Rechten auf einer kleinen fruchtbaren Prärie und war, mit Ausnahme der Soldaten, nur von Indianern bewohnt. Hier standen etliche hundert Wigwams, worin die Indianer wohnten, und zwei große aus Stein erbaute Häuser für die Garnison. Die Offiziere und Soldaten sind eben ausschließlich nur deswegen hierher verlegt worden, um die Indianer im Zaume zu halten. Diese Indianer gehören dem großen und berühmten Stamme der Sioux an und sind halbwild. Die Sioux sind groß von Statur und ein kräftiger Menschenschlag, ja einer der schönsten unter ihren rothen Brüdern. Sie haben auch ihre Freiheit am längsten aufrecht erhalten, haben den Bundestruppen in manchem hartnäckigen Kampf gegenübergestanden. Man erinnere sich nur an ihren tapfern Führer, den Häuptling Sitting-Bull, welcher sich erst vorigen Jahres mit seiner tapfern Schaar ergab. Nun haben sie aber die letzte Stütze verloren auf die sie stolz sein konnten; ihre Kraft ist gebrochen, ihr Heldenmuth versiegt und sie gehen, wie andere Stämme, dem Untergang entgegen. — Als wir landeten, kam ein höherer Offizier an den Landungsplatz geritten, er unterhielt sich Anfangs mit einem Indianer, welcher das Oberhaupt zu sein schien, eine sehr ehrwürdige Gestalt und malerisch gekleidet.

Wir hatten die 500 Stück Telegraphenstangen hier

abzuliefern, und gingen daran, dieselben hinauszutragen. Am Ufer saßen und standen Hunderte von Indianern, Männer, Frauen und Kinder. Das erste, was mir an ihnen auffiel, war ihre Tracht und ihr scheinbar ruhiges Wesen. Vorzüglich waren es die Männer, welche lange unbeweglich wie Bildsäulen dastanden, ohne nur ein Glied zu rühren, trotzdem entging ihren scharfen Augen nicht das geringste. Sie staunten das Schiff, die Waaren und uns unverwand an; sie saßen in Gruppen beisammen und nur die Kinder wechselten ihre Plätze. Alle hatten lange, kohlschwarze Haare, welche über die Schultern herabhingen. Die Hälfte der Haare war in Zöpfe geflochten, und mit losen Haaren durchwunden, um ihnen mehr Halt und schönes Aussehen zu geben. Die Männer haben dieselben mit Adlerfedern geziert, die sie frei in die Haare stecken. Sie tragen enge Hosen von wollenem Stoff, grün oder blau und lassen außerhalb der Naht, zwei bis drei Zoll breite Streifen um die Beine flattern. Die Hemden sind ohne Kragen, tief ausgeschnitten, von Wolle oder Leinwand und von grellen Farben. Als Fußbekleidung tragen Männer wie Frauen Schuhe von Büffelfell, die so weich wie Sammet und gewöhnlich mit den schönsten Perlenstickereien verziert sind, welche die Indianerfrauen verfertigen. Röcke und Westen tragen sie nicht, sie hüllen sich statt dessen, wenn es kalt ist, in eine buntfarbige wollene Decke. Welch ein interessantes Bild giebt eine große Masse Indianer, angethan mit so verschiedenfarbigen Kleidungsstücken! Die Frauen tragen gewöhnlich nur einen kurzen Rock und ein Hemd, und wenn sie in ihre Decken gehüllt sind, kann man sie wenig von Männern unterscheiden. — Auf unser Schiff kamen zwei schöne junge Indianer, athletische Gestalten; um ihren Hals trugen sie eine Masse Ketten von bunten Perlen, die bis an die Brust reichten, sie boten uns Indianerschuhe zum Kaufe an. Sie verlangten für das Paar einen Dollar; dies war nicht theuer, denn sie waren geschmackvoll gearbeitet, und fest, von schwachen, zusammengedrehten Därmen genäht. Ich hätte mir gern ein Paar zum Andenken gekauft, doch der Kaufmann in Bismarck hatte mir dringend eingeschärft, während der Fahrt ja kein Geld sehen zu lassen, denn auf den Schiffen arbeitet auch viel lüderliches Gesindel, das gern stiehlt. So wagte ich nichts zu kaufen, die Indianer wanden sich darauf

von mir ab und verließen heimlich lächelnd mit stolzen Schritten das Schiff. Bei unserm emsigen hinaustragen der Telegraphenstangen sahen uns die Indianer ruhig zu, denn anstrengende Arbeit ist ihnen fremd. Es stand einmal ein starker Indianer auf dem Schiffe, als mir eine recht schwere Stange zum Hinaustragen auf die Schulder gelegt wurde, ein Matrose sagte dem Indianer, er solle sie für mich hinaustragen. Da griff diese Rothhaut in die Tasche, zog vier blanke Dollars heraus, und gab zu verstehen, — dafür würde er eine hinaustragen, aber anders nicht. Dann lachte er heimlich und trollte sich. — Oben am Hafendamm, wo wir die Telegraphenstangen hinwarfen, saß eine Indianerfrau, an deren Ohrgehängen ich mich nicht satt sehen konnte. Sie trug in dem einen Ohr etliche große Ringe und den Schädel eines kleinen, wahrscheinlich seltenen Thieres darin, früher war es im Ohrläppchen eingestochen gewesen, jedoch, durch die schwere Last ausgerissen; anstatt es nun zu entbehren, hatte sie es weiter oben in den festeren Knorpel einstechen lassen und eingehängt; aber die Last zog das ganze Ohr abwärts. Mehrere junge Frauen und Mädchen trugen sogar goldene Armringe.

Von dem Orte aus nach Norden, einem Berge zu, zog sich eine Straße hin, auf dieser kamen gegen sechs Frauen mit Holz; sie hatten große Bündel zusammengeschnürt, und trugen sie auf dem Rücken dem Wigwam zu. — Eine andere Frau kam aus einem Wigwam mit einem kleinen Knaben an der Hand, und trug auf ihrer Schulter einen tiefen, runden Kessel von Büffelfellen gefertigt. Sie ging an das Ufer, stellte das Kind hinein in den Kessel und schob denselben ins Wasser; dann stieg sie selbst in den Kessel hinein und ruderte zu meinem nicht geringen Erstaunen in ihrem sonderbaren runden Kanoe über den breiten Fluß. Es hatte nur ein erwachsener Mensch und höchstens ein Kind darin Platz. Als Ruder hatte sie eine kurze hölzerne Schaufel in den Händen, mit der sie sehr schnell und geschickt das Wasser von vorn nach hinten am Kanoe vorbeischwenkte. Das Kanoe neigte sich dabei nach allen Seiten. Der kleine Kerl hielt sich mit seinen Händchen fest an den Rand des Kanoes an und schaute mit seinen hellen Augen frisch und seelenvergnügt in die Welt hinein. In ungefähr einer Stunde

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

kam sie ebenso zurückgerudert, stürzte ihr Kanoe auf die Schulter und eilte mit ihrem Sprößling dem Wigwam wieder zu. — So sieht man allerhand Arbeiten von den Frauen verrichten, nur die Männer rühren nichts an und pflegen ihre Glieder, bis es zur Jagd oder in den Kampf geht. Gegenüber dem Flusse war fast noch ein regeres Leben als diesseits, wo wir hielten. Indianer auf der Wanderschaft begriffen, hatten hier den Fluß passiert. Wie sie die Ueberfahrt mit den Hunderten von Pferden, die sie mit sich führten, und das Gepäck, resp. ihre Wigwams (denn eigentliches Gepäck haben sie wenig) hinübergebracht hatten, konnte man sich schwer denken. Kanoes sah ich nirgends. Wahrscheinlich machen sie sich dieselben ebenfalls aus Büffelhäuten selbst zurecht, schlagen sie, wenn die Ueberfahrt vorüber ist, zusammen und legen sie auf ihre Packpferde. Die Pferde werden natürlich durchschwimmen müssen. Auch etliche Fuhrwerke hatten sie konstruiert, aber von der einfachsten, primitivsten Art. Ein Wigwam (Haus) der Indianer besteht nur aus 6 bis 8 glatten Stangen, und einem Stück wasserdichter Leinwand. Die Stangen werden in einen runden Kreis gestellt, oben kreuzweis zusammengelegt und mit der Leinwand überspannt. So ein Wigwam kann in einer Stunde zusammengesetzt und auseinander genommen werden. Um den Wigwam auch als Fuhrwerk zu benutzen, hatten sie den Pferden zu beiden Seiten vorn am Halse gegen acht Wigwamsstangen mit Stricken festgebunden; die Spitzen der Stangen schleppte es auf der Erde hinter sich her. Kurz an den Hinterbeinen des Pferdes waren die Stangen wieder gegenseitig verbunden, daß sie nicht auseinandergehen, aber das Pferd auch ausschreiten konnte. Auf diese hinten querüberzogenen Stricke waren die Ueberzüge der Wigwams gelegt, und auf diese wollene Decken und Büffelhäute, worin die kleinen Kinder saßen, welche noch nicht reiten konnten. Männer, Frauen und Kinder von ungefähr 5 Jahren ritten zu Pferde daneben her. Decken, Büffelfelle, Lebensmittel u. s. w. wurde den Packpferden auf den Rücken gebunden Die meisten Pferde weideten und waren etwas auseinandergelaufen. Als nun der Zug sich in Bewegung setzte, jagten einige junge Indianer auf ihren kleinen muntern Pferden in gestrecktem Galopp ohne Sattel durch das Gestrüpp, um die Thiere zu einer

Heerde zu vereinen. — Nach etlichen Stunden dampften wir von Apple Creek wieder ab. Sehnsüchtig sahen uns die Indianer nach; unsere rohen Matrosen spotteten aber ihrer und riefen ihnen zu: „Hu! A! A! A! Hau! Hau! Hau!“ Diese Laute, die schnell durch den Gaumen gestoßen werden, bedeuten in der einfachen Sprache der Siouxindianer einen Ausdruck der Bewunderung. Die armen Wilden fühlten sich daher durch den Spott der Matrosen sehr verletzt. Die wenigen Ureinwohner dieses Landes verdienten wirklich großmüthiger behandelt zu werden. Wie oft es auch vorgekommen ist, daß die Indianer betrunken gemacht wurden, und in diesem Zustande sind sie oft um ihren rechtmäßigen Besitz beschwindelt und von ihrer lieben Heimath vertrieben wurden. Wie oft auch wurden sie von den Agenten betrogen, welche ihnen ihre Rationen zuführen sollten für das an die Bleichgesichter abgetretene Land. Anstatt den Indianern das Versprochene zu geben, füllten sie ihre Taschen. Man darf sich deshalb nicht wundern, daß die Wilden oftmals die Geduld verloren und das ihnen angethane Unrecht mit ihren Tomahawk an den Bleichgesichtern bestraften, die Männer erschlugen, Vieh stahlen, Frauen und Kinder mit fortschleppten. Daß sie fast nur von der Jagd leben wollten, keine anstrengende Arbeit thun, nicht den Erdboden bearbeiteten, um Samen in die fruchtbringende Erde zu streuen und zu ernten, ist wohl der größte Fehler, den sie sich zu Schulden kommen ließen. Doch die Nemesis hat sie dafür gestraft; sie sind geächtet, heimatlos und werden noch vertrieben bis auf den letzten Mann.

Von Apple Creek aus fuhren wir wieder etliche hundert Meilen weit, immer zwischen kahlen Hügelketten und Prärien hin; kam der Abend, so legten wir an einer tiefen Stelle am Ufer an. Endlich erreichten wir Fort Charles, ebenfalls eine Indianerniederlassung mit Soldaten. Wir hatten nur wenig abzuladen und hielten uns nicht lange auf. Wieder standen und saßen eine Masse Indianer am Ufer, die uns anstaunten. Auffallend waren mir hier kolossale Heerden wilder Enten und Gänse, die am Ufer saßen oder in Schwärmen durch die Luft kreisten. — Hinter Fort Charles sahen wir auch eines Tages sechs Büffel den Uferdamm langsamen Schrittes paarweise hinaufgehen; sie gingen so ruhig und sicher, als wären sie eben die rechtmäßigen Bewohner und Besitzer dieser Wildniß.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Von hier gab es auch eine Strecke keine Holzstationen mehr, wahrscheinlich können die weißen Männer unter den vielen Indianern sich nicht halten. Dann und wann hatten Indianer eine Holzstation errichtet, aber dieses Holz war nicht viel werth, da es meist zusammengelesenes aus dem Walde, auch gewöhnlich so wenig war, daß es sich kaum der Mühe verlohnte, darum anzulegen. Holz mußten wir jedoch haben, und so mußten wir es uns selbst schlagen. Sahen wir nahe am Fluße eine Masse dürrer Bäume stehen, so landeten wir dort; an großen Sägen und Holzäxten war auf dem Schiffe kein Mangel. Bald wurde der stille Wald von uns auf etliche Stunden belebt. Mehrere Matrosen sägten die dicken Bäume um, wieder andere sägten sie in Stücke, die kleineren wurden mit der Axt durchhauen und die Axtschläge schallten fast schauerlich durch den stillen Wald. Kleine Bäume trugen wir ganz auf das Schiff und zerkleinerten sie während der Fahrt. Diese anstrengende Arbeit mußten wir viele Tage verrichten. Eines Tages, als wir eben im Begriff waren, eine tüchtige Holzschlacht zu liefern, standen auf einmal, wie aus der Erde gezaubert, gegen sechs Indianerfrauen und zwei Mädchen, mit Aexten bewaffnet, vor uns und gaben uns zu verstehen, daß das Land und das darauf befindliche Holz ihr Eigenthum sei, und wenn wir es haben wollten, müßten wir es kaufen. Sie hatten zwei Cort im Walde stehen, die unser Zahlmeister ihnen abkaufte, doch damit gaben sie sich nicht zufrieden. Mehrere Stämmchen, die wir vorher umgerissen und auf das Schiff getragen hatten, wollten sie auch bezahlt haben; natürlich begann Streit. Wie auf ein Zeichen erschienen jetzt aus dem Walde zwei weiße Männer mit scharfgeladenen Büchsen in der Hand und Messern an der Seite, welche den Indianern zur Seite standen und Genugthuung forderten. Ohne uns im geringsten zu beachten, begaben sie sich auf das Schiff zum Kapitän; dieser nahm sie mit in seine Kajütte. Was dort ausgemacht worden ist, erfuhren wir nicht. Wahrscheinlich wurden sie mit Whisky und anderen Sachen traktirt. Dann verließen sie das Schiff mit raschen Schritten, aber die Indianerinnen erhielten weiter kein Geld.

Denselben Tag sahen wir am Ufer einen schönen Indianer mit einem Mädchen stehen, dem Anschein nach ein Liebespaar, die unser Schiff mit Bewunderung ansahen. Beide waren

sehr malerisch gekleidet, hatten aber das ganze Gesicht tätowirt, dennoch gewährten sie einen wirklich interessanten Anblick. Wieder begannen die Matrosen ihr lautes Gebrüll: „Hu! Hu! A! Hau! Hau! Hau! Das Mädchen gerieth dadurch so in Verlegenheit, daß sie sich schutzsuchend an ihren Geliebten schmiegte, und dieser uns mit wuthsprühenden Blicken nachsah. — Nicht weit von diesem Liebespaar sahen wir unter schattigen Bäumen versteckt eine Anzahl Wigwams stehen, auf die seltsame Figuren von gespensterischem Aussehen gemalt waren.

Von hier aus wurde nun der Fluß kleiner und schwieriger zu befahren; es kamen Tage, wo wir nur 10—15 englische Meilen zurücklegten, so viel wie man an einem halben Tage zu Fuß gehen kann. Blieben wir auf dem Sande sitzen und kamen durch die Maschine und Hebebäume nicht wieder los, dann wurde ein langes, starkes Tau, welches auf dem Schiffe an einer Winde befestigt war, das Ufer entlang getragen, ungefähr 500 Schritte weiter oben an einen Baum, oder in Ermangelung dessen, an mehrere in die Erde geschlagene starke Pfähle gebunden, welche wir auf dem Schiffe mit uns führten. Die Winde wurde nun durch die Maschine in Gang gebracht und so das Schiff über die schwierigen Stellen hinweggeschleppt. Hatte das Schiff wieder Fahrwasser erreicht, dann zogen wir das Seil ein und dampften weiter; es kam aber vor, daß wir den Tag zwei bis dreimal sitzen blieben. Einmal waren wir so fest gefahren, daß wir 1000 Stück Getreidesäcke abladen mußten, um das Schiff wieder flott zu machen. Waren wir dann über die gefährliche Stelle hinweggefahren, so wurden die Säcke nachgetragen und wieder aufgeladen. Dabei wurde natürlich so mancher Tropfen Schweiß vergossen.

Am andern Tage kamen wir an eine Stelle, wo sich der Fluß in zwei Arme theilte. Bald wurden die Hügelketten höher und zeigten sich theilweis mit Nadelhölzern bedeckt. Nach einigen Tagen sahen wir am Ufer die Gerippe von 8 Kanoes liegen, welche wahrscheinlich von wilden Indianern zur Ueberfahrt über den Fluß benutzt worden waren. Die Gerippe, wenn ich so sagen darf, waren in der Größe sehr verschieden; die größten waren wie ein Fischerkahn, in dem 8—10 Personen Platz hatten. Die Kanoes waren nur von

schwachen Stangen und Ruthen zusammengefügt, durch die ungefähr einen Fuß weit von einander entfernten Ruthen wurde die Form eines Kanoes erzielt. Wahrscheinlich haben die Indianer vor der Durchfahrt diese seltsamen Fahrzeuge mit Büffelfellen umspannt und nach der Fahrt die Büffelfelle abgezogen, mit fortgenommen und so die Gerippe zurückgelassen. Kein Weg, kein Steg war zu sehen, nur wildes Gebirge. Man erkennt daraus, wie dieses Naturvolk sich auf eine sehr einfache Weise zu helfen weiß und kann daraus lernen.

Endlich erreichten wir, 200—300 Meilen über Fort Charles hinaus, wieder eine Station Namens Musselhell-City. Dieses war fast der einzige Ort auf unserer Fahrt, wo wir eine Anzahl Blockhäuschen antrafen, die von weißen Menschen bewohnt waren; es hatte das Gepräge eines Dorfes, war aber mehr zum Lagerplatze für die Waaren der Dampfschiffe errichtet. Hier ergießt sich auch der Musselhell-River in den Missouri. — Unsere Waaren waren nach Cow's Island bestimmt und so hielten wir uns höchstens eine Viertelstunde auf und dampften wieder ab. Die Fahrt wurde nun mit jedem Tage schlechter, oft blieben wir stundenlang sitzen und mit schwerer Mühe wurde das Schiff wieder flott gemacht, oft auch fuhr der Rumpf des Schiffes über Steinfelsen hin, die auf dem Grunde lagen. Das Wetter wurde immer veränderlicher; bald einen halben Tag Sonnenschein, bald kalte rauhe Luft; manchmal auch Sturm und Schneegestöber. Endlich nach etlichen Tagen kamen wir nach Cow's Island. Bis hierher war die „Rosebud" bestimmt, ihre Fracht zu fahren. Ein anderes, leichter gebautes Schiff, die „Big-Horn", sollte die Waaren aufnehmen und noch 60 Meilen weiter hinaufführen bis Clarkert. Die „Big-Horn" kam den andern Tag von oben herab und wir luden die Fracht um; ich selbst fuhr mit der „Big-Horn" weiter. Bevor ich vom Schiffe ging, erhielt ich für meine Dienstleistungen noch 15 Dollars und Brot und Fleisch für die Weiterreise. Davon war jedoch nichts ausgemacht, es war nur guter Wille, aber man mochte wohl eingesehen haben, daß ich es verdient hatte. Ehe ich die „Rosebud" verließ, nahm ich noch herzlich Abschied von einem Jeden, denn wir hatten doch so manchen Spaß zusammen verlebt. — Cow's Island, wo wir jetzt lagen, bestand aus

etlichen Blockhäuschen und Leinwandzelten und ist auch nur eine Station für die Schifffahrtscompagnie, woselbst die Waaren von den Schiffen auf- und abgeladen werden. Seinen Namen soll es der Sage nach von einer in Missouri liegenden Insel erhalten haben, wo man die erste Büffelkuh gesehen haben will.

Mit der „Big-Horn" fuhr ich noch zwei Tage bis zum Endpunkt der Fahrt. Die Fahrt ging ziemlich gut, aber es fiel fast jeden Tag neuer Schnee, als Vorbote des Winters.

Sechs Tage und fünf Nächte in den Prärien Montana's.

An einem stürmischen Herbstabend, es war am 14. Oktober 1881, Abends 3 Uhr, landete unser Dampfschiff, die „Big-Horn", in Clakert und wurde hier der Fracht und Passagiere entledigt.

Clakert liegt 75 Meilen südöstlich von Fort Benton am Missouri River; es ist dies auch nur eine Station für die Schifffahrts-Compagnie und verdient nicht den Namen einer Ortschaft. Es waren drei Leinwandzelte errichtet für die Wächter, und eine Office, in welcher ein Beamter wohnt, der die Kontrole über die ein- und abgehenden Güter führt. Die Schiffe laden nämlich hier im Sommer und Herbst wegen des niederen Wasserstandes ihre Waaren ab. Nur im Frühjahr können Schiffe direkt bis Fort Benton fahren. Die Waaren, die aus allerhand Kaufmannsgütern, Mehl und Getreide bestehen, werden ganz einfach neben den Zelten auf die Erde gelegt, hochübereinander geschichtet und mit Segeltüchern überspannt. Von hier aus muß nun alles mittels Ochsen-Karawane nach Fort Benton transportirt werden.

Am nächsten Morgen machte ich mich bereit, das Schiff zu verlassen, um die gefährliche Reise bis Fort Benton zu Fuß zurückzulegen.

Der Morgen war unfreundlich und sehr kalt, die Gegend in dichten Nebel gehüllt und ein rauher Südostwind ging durch Mark und Bein. Zwei junge Männer aus Kanada, welche mit mir von Bismarck bis hierher gefahren waren, wollten mit mir weiter nach Fort Benton reisen. Nach einem guten Morgenessen und herzlichem Abschied verließen wir das Schiff und gingen nun in nördlicher Richtung einen

Hügel hinauf. Als wir oben ankamen, breitete sich vor unseren Blicken eine unübersehbare, schneebedeckte Prärie aus. Wir sahen noch einmal sehnsüchtig zurück zum Missouri und nach der „Big-Horn", denn dort nur allein sahen wir noch Leben, vor uns war alles tot, öde und leer.

Es ist nun wohl gar nicht so gefährlich, an trockenen, warmen Tagen durch eine Prärie zu reisen, aber hier oben im Norden, wo der Winter frühzeitig eintritt, bei 1½ Fuß Schnee und großer Kälte, gefährlich genug. Denn wehe dem armen Wanderer, wenn auf der Prärie der Sturm ausbricht, er ist ebenso gefährlich wie ein Orkan auf dem Meere.

Auf dem Fahrweg, dem wir folgten, war wohl ein Fahrgeleis ein wenig sichtbar, aber wir mußten bis an die Knie im Schnee waten, was das Laufen um vieles erschwerte. Nach etlichen Stunden zertheilte sich der Nebel, die Sonne zeigte sich am Himmel, doch war sie in einen Dunstkreis eingehüllt und ihre Strahlen erwärmten die Erde nicht.

Grimmbart und Traumbügel.

Vor allem wollen wir nun einen Blick auf meine zwei interessanten Begleiter wenden. Der Aeltere war ein kleiner Mann von ungefähr vierzig Jahren, mit braunem Vollbart, stets grimmig und mürrisch aussehend, wie ein Eisenfresser; aber in seinem Innern war er ganz das Gegentheil. Er war herzlich gut, denn wenn er lachte, was oft vorkam, so war es, als wenn ein Wolkenschleier zerriß und die Sonne freundlich lächelte. Wir wollen ihn seines grimmigen Aussehens „Grimmbart" nennen. Der Andere war von mittlerer Statur, ging stets in gebückter Stellung, war sehr saumselig, aber etwas eitel, trug goldene Uhrkette und goldene Ringe und wäre lieber im Schnee sitzen geblieben, oder noch lieber gefahren. Das Laufen war ihm zu viel. Wir waren kaum eine Stunde marschirt, da mußte er schon ausruhen. Saß er, so sah er stets träumend vor sich hin, und so wollen wir ihn deshalb „Traumbügel" nennen.

Nach einem dreistündigem Marsche sah ich in geringer Entfernung eine Heerde Büffel von 30 Stück, welche sich mit den Hufen das Gras unter dem Schnee hervorscharrten und etwas später drei Wölfe. Für die Büffel interessirte sich nur

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Grimmbart, als ich aber von den Wölfen sprach, erwachte auch Traumbügel; letzterer zog rasch einen kleinen Revolver aus seiner Tasche, warf seinen Koffer in den Schnee und stellte sich kampfbereit. Du lieber Gott, hätten wir uns auf dieses Spielzeug verlassen sollen, wären wir verloren gewesen. Das Ding war nur einen Finger lang und die Kugeln in der Größe einer Erbse. Als die Wölfe ziemlich in unserer Nähe waren und unsern Weg kreuzten, ließ er seine Knallerbse los und freute sich königlich, daß sie, durch den Knall aufgeschreckt, etwas schneller liefen Er würde ihnen wohl schwerlich ein Haar versengt haben, auch wenn sie ganz nahe vor ihm gestanden.

Gegen Abend sah ich in weiter Entfernung einen Reiter auf uns zugesprengt kommen. Ich machte dies meinen Kollegen in folgender Weise verständlich, denn ich konnte ein wenig englisch und diese nicht Deutsch und sagte: „Ein Män und ein Horse"; daß darunter ein Reiter zu verstehen war, war ganz natürlich, und sie freuten sich auf seine Ankunft, um Auskunft über das Nachtlager zu erhalten. Der Reiter ließ auch nicht lange auf sich warten und bald hielt er vor uns. Aus der ganzen Rede konnte ich mir aber nicht viel nehmen, sah nur ein bedenkliches Mienenspiel und hörte etliche Seufzer ausstoßen. Der Reiter sprengte bald davon, uns der Einsamkeit überlassend.

Wir waren nun schon etliche Stunden bei Nacht und Nebel marschirt. Ich als Flügelmann ein Stück voraus, dann kam Grimmbart und Traumbügel sah ich nicht mehr. Bald hörten wir einen Schrei; es war Traumbügel, der nicht mehr fort konnte. Grimmbart rief mich. Ich kam zurück, wir warteten auf ihn. Eine schöne Aussicht. — Hier in dieser öden, kalten Prärie des Nachts zu schlafen, schien mir unmöglich. Ich wäre lieber die ganze Nacht marschirt. In ungefähr einer Viertelstunde kam Traumbügel. Grimmbart schilderte ihm unsere schreckliche Lage und machte ihm seines langsamen Laufens halber Vorwürfe. Wir marschirten nun langsam vorwärts. Bald sah ich in geringer Entfernung links abwärts von unserem Wege einen Hügel und gab es Grimmbart zu verstehen, diesen zu untersuchen, ob wir vielleicht dort Holz finden, Feuer anmachen und das Nachtlager aufschlagen könnten. Grimmbart stutzte, sah mich an und sagte

barsch: „No wood to Benton“. „Gerechter Gott“, sagte ich, „kein Holz“? Grimmbart biß die Zähne nur noch fester zusammen und sagte nochmals: „No wood to Benton.“ Doch meinem Vorschlag, den Hügel zu untersuchen, wurde gern Gehör geschenkt, denn Beide konnten nicht mehr fort, wiewohl wir kaum erst 15 Meilen marschiert waren.

Nachdem wir eine Zeitlang bis an die Kniee im Schnee uns durchgearbeitet, erreichten wir den Fuß des Hügels. Ich fand einen Felsblock, der gegen die Windseite eine glatte Wand bildete. Es war dies der einzige passende Platz, ein Lager aufzuschlagen. An Holz und Feuer war nicht zu denken. Traumbügel war noch nicht zufrieden, er suchte nach einem besseren Platz, fand ihn aber nicht. Wir warfen unser Gepäck ab, denn wir hatten schwer zu tragen. Grimmbart trug nur einen Koffer, Traumbügel ebenfalls, doch hatte dieser noch eine Schlafdecke. Ich trug zwei große Schlafdecken, in welchen meine Lebensmittel waren, bestehend aus Fleisch und Brod, die mir die Schiffsmannschaft gegeben hatte, auf dem Rücken und eine Axt als Waffe darauf geschnallt.

Eine schreckliche Nacht im Schnee.

Ich nahm die Axt und fegte den Schnee bei Seite, dann breitete Traumbügel seine Decke auf den Schnee, auf diese legten wir uns und meine zwei Decken dienten als Ueberdecke.

Als wir uns niederlegten, sahen wir einander traurig und fragend an, womit wir soviel sagen wollten als; „Werden wir auch den nächsten Morgen erleben und gesund aufstehen?“ Wahrhaftig, es sah aus, als legten wir uns lebendig in einen Sarg.

Doch so ist es in diesem Leben, die Menschen streben nach Freuden und Genüssen auf alle Art und Weise und was hält der Mensch nicht aus, um sich zu amüsiren? Der arme Wanderer, den das Fernweh plagt, kann aber dabei ebenso leicht ein Opfer des Todes werden auf der schneebedeckten und unwirthlichen Prärie, wie das schönste tanzlustige Mädchen in den feinsten Ballsälen einer Weltstadt. —

Wir hatten uns kaum eine Viertelstunde niedergelegt, da fuhr Grimmbart erschreckt auf und wollte die Decken von sich

werfen, denn die Wölfe heulten schauerlich in der Nähe unserer Lagerstätte; doch ich hielt ihn zurück. Wir konnten in der Finsternis und ohne sichere Schußwaffen doch nichts weiter thun, und das Beste war, unter unseren Decken ruhig auszuhalten, bis der Morgen graute. Lagen wir unter den Decken, so konnten die Wölfe auf den ersten Angriff doch nicht gleich anfassen, denn wir hatten diese fest über den Kopf gezogen, um durch den Athem uns eher zu erwärmen. Dieser und die Ausdünstung des Körpers zogen nach oben durch die Decken und bildeten eine Eiskruste darüber. Es kam uns dies vortrefflich zu Hilfe, denn der Wind und die strenge Kälte glitten von dieser selbstgebildeten Schutzdecke etwas ab. Trotzdem war die Lage, in der wir uns befanden, eine miserable. Wir waren fest aneinander gepreßt, wie die Heringe, konnten uns kaum rühren, vielweniger wenden. Oben Eis, unten Schnee. Der Schnee der unter uns lag, thaute von unserer Körperwärme auf, und die Unterdecke und unsere Kleider, die wir anbehielten, wurden feucht. Die Kälte nahm uns bald so in Beschlag, daß unsere Glieder wie Espenlaub zitterten und wir mit den Zähnen klapperten, wie die Sünder in der Hölle.

Die Wölfe kamen bald näher an unser Lager, bald liefen sie weiter und heulten die ganze Nacht in schrecklich tönenden Akkorden. Kamen sie näher, so konnte der besorgte Grimmbart nicht anders, er lüftete die Decke, steckte den Kopf heraus und horchte. Dies war niemals gut, denn stets brachte es einen frischen Luftzug mit hinein, der uns schadete. Traumbügel lag wie festgenagelt und rührte sich nicht. Er hatte wohl zum Schutz seinen Revolver neben sich gelegt, doch er griff niemals darnach. Ich behielt den Stiel meiner Axt in der Hand, verblieb jedoch ruhig unter den Decken; ich war der einzige gewesen, der etliche Stunden in dieser Kälte schlief. Als ich erwachte, fühlte ich mich um vieles wohler, ja, eine Stunde Schlaf stärkt mehr als manches Andere. Nach dem Schlaf war es mir sogar etwas wärmer, aber bald nahm mich die Kälte wieder um so mehr ein, und das Frieren und Zähneklappern schien kein Ende nehmen zu wollen. Sekunden dünkten uns Minuten, Minuten wie Stunden und die ganze Nacht kam uns vor wie eine Ewigkeit.

Endlich brach der langersehnte Morgen an. Wir rich-

teten uns langsam auf, denn unsere Glieder waren gelähmt und steif. Grimmbart sah mich mit abgespannten, übernächtigen Augen an, und ich ihn. Wir boten uns gegenseitig einen guten Morgen, und wahrhaftig, es war der Mühe des Grußes und des dankens werth. — Wir waren wenigstens nicht erfroren und stiegen ja noch lebend gleichsam aus unserem Grabe heraus. Nur Traumbügel sah uns nicht an, grüßte nicht, und schien das Leben satt zu haben bis zum Selbstmord. Er kramte lange, ehe er seine Sachen zusammenbrachte. Grimmbart und ich mußten lange in der strengen Kälte auf ihn warten.

Als wir aufgebrochen waren und den Fahrweg wieder erreicht hatten, sah ich ungefähr fünf Minuten weit hinter dem Hügel, wo wir lagerten, fünfzig Stück Büffel; von den Wölfen war des Morgens nichts mehr zu sehen. Die Kälte war aber so stark, daß ich eine meiner Schlafdecken noch um mich warf und mich da hinein wickelte, wie es die Indianer thun. Wir waren nicht weit gegangen, so suchten sich die Wolken zu entladen und es fiel Schnee. Unsere Reise wurde natürlich dadurch noch bedenklicher, und besorgt sahen wir der Zukunft entgegen. Kam noch Sturm dazu, so waren wir unrettbar verloren. Alle Anzeichen für schlechtes Wetter deutete die Natur an, Nebel, schwere, tiefgehende Wolken und schneller Wechsel der Luftströmung. Stillschweigend gingen wir hintereinander her, Keiner sprach ein Wort.

Nach zweistündigem Marsch erreichten wir einen großen Bach; ich fand hier etliche Stückchen Holz, das die Fuhrleute, die hier vor etlichen Tagen gewesen waren, hatten liegen lassen. Es war Ceterholz und ein herrlicher Fund für uns arme Wanderer. Am Bache lag auch eine Stange, die uns trefflich zu statten kam; auf diese stützte ich mich und schwang mich mit einem Sprunge über das tiefe Wasser. Grimmbart folgte meinem Beispiele. Unserem Traumbügel schien dies zuviel gewagt; er schob seine Beinkleider über die Knie, suchte eine flache Stelle und lief durch; doch es dauerte lange, ehe er ankam. Jenseits an des Baches Rand hatte ich schon Feuer als Traumbügel nahte, er setzte sich nebenan und wärmte seine naßgewordenen Beine, während Grimmbart und ich mehr Holz suchten. Am Bache standen etliche Weidenruten, die wir, wenngleich sie noch frisch waren, mit der Axt abhieben.

Bald hatten wir ein ziemlich gutes Feuer; der Schneefall hörte auf. Traumbügel hatte eine Theekanne, wir kochten Thee und nahmen Brod und Fleisch zu uns. Unser Magen mahnte uns auch deutlich genug daran, denn wir hatten seit dem Tag vorher mittags 1 Uhr nichts gegessen. Als wir den Magen befriedigt hatten, unsere starren Glieder erwärmt und das Feuer niedergebrannt war, blieb uns weiter nichts übrig als abzureisen. Nur Traumbügel war kaum wieder mit fortzubringen; so lange eine Kohle zu sehen und die Asche noch heiß war, ging er nicht fort Als aber Grimmbart ihn mit Vorwürfen überschüttete, raffte er sich auf, und wir wateten weiter.

Gegen Mittag fand ich wieder eine Stelle, wo Fuhrleute gelagert hatten, ja ich sah sogar noch frische Spuren von Fahrgeleisen. Dies war ein freudiges Zeichen Ich setzte mich, wartete auf meine Reisegefährten und machte sie darauf aufmerksam. — Grimmbart's düsteres Gesicht klärte sich auf, er sah mich freundlich an für diese frohe Botschaft und sein Mund verzog sich wieder in ein frohlockendes, einnehmendes, stilles Lächeln. Nach ungefähr einer Stunde sah ich in weiter Entfernung vor mir, es konnten gegen zwei bis drei Stunden Weges sein, den Train (die Karawane). Ich schwenkte meinen Hut hoch in die Luft und winkte meinen Nachzüglern, daß sie ihre Schritte beflügeln möchten. Als sie mich erreichten, sagte ich das einfache Wort: „der Train." Anfangs sahen sie mich stumm und lautlos an; sie waren dadurch gerührt, und in ihren Augen sah ich ein freudiges Entzücken. Beiden mußte ich die Richtung zeigen, aber Beide sahen nichts; sie schienen etwas kurzsichtig zu sein, denn sie sahen niemals etwas zuerst.

Die Prärie war hier theilweise etwas wellenförmig und so kam es, daß ich den Zug bald aus dem Gesichtskreis verlor. — Der Abend nahte, ein dicker Nebel versperrte die Fernsicht, und unsere Lage wurde wierder bedenklich. Zwei Wölfe standen auf dem Wege und ließen mich ziemlich nahe an sich herankommen. Ich wartete auf meine Reisekollegen, Traumbügel ließ seine Knallerbse los und sie trabten von dannen. Traumbügel bat mich hier, des Nachts nicht vorauszugehen, da das Alleinreisen zu einsam sei.

Wir waren nun schon mehrere Stunden in finsterer

Nacht marschiert, ohne außer den Wölfen einem lebenden Wesen zu begegnen, ohne den Train zu erreichen. Wir gaben schon bald die Hoffnung auf, da auf einmal sah ich nahe vor mir drei Gegenstände, welche mir als Häuser vorkamen, und ich rief: „Ein Haus.“ Doch es täuschte mich, es waren die hohen Wagen der Karawane.

Anschluß an einen Train.

Hier stellte Traumbügel seinen Mann, er rief mit lauter Stimme, denn die Fuhrleute schliefen fest in ihren Wagen. Nach mehrmaligem Rufen erhielt er Antwort und sprach lange mit dem Trainführer, ohne daß wir ihn zu sehen bekamen. Darauf ging dieser an einen Wagen, nahm einen Kasten mit Lebensmitteln heraus, trug ihn an's Feuer, welches wir auf's neue anfachten, wärmten uns Fleisch und Bohnen, und erhielten wir so mit unserm Brod ein gutes Abendessen. Darauf wurden uns zwei Wagen angewiesen, worin wir schlafen konnten. Traumbügel legte sich allein, während ich Grimmbart mit unter meine Decken nahm. Kalt war es zwar in diesem Wagen ebenfalls, man konnte wenig schlafen, aber doch besser als die vorige Nacht.

Es war schon spät am Morgen als wir zum Frühstück gerufen wurden. Wie staunte ich, als ich aus dem Wagen heraustrat. Welch ein Anblick bot sich mir in der öden Prärie dar. — Etliche Schritte vor mir war ein helles Feuer, um welches sechs Fuhrleute mit Traumbügel saßen und das Frühstück einnahmen. In der Nähe standen 12 Wagen mit 130 Stück Ochsen und nahe am Feuer zwei Reitpferde. Als ich etwas schüchtern an das Feuer herantrat, um mich zu wärmen, sprang sofort ein junger Amerikaner von einem Fäßchen auf, worauf er saß und ich wurde zum Sitzen genöthigt. Ich mußte mich wundern über dieses zuvorkommende Wesen bei diesen etwas rohen Menschen. — Grimmbart wurde fröhlich und gesprächig und erzählte in der heitersten Laune unsere Erlebnisse. Er sprach auch viel von mir, unter Anderem, daß ich, trotzdem ich nicht englisch sprechen konnte, mich ihnen sehr leicht verständlich gemacht hatte. Alles was er sprach konnte nichts Uebles sein; die Schlußfolgerungen deuteten mir dies an, denn die Fuhrleute sahen mich freund-

lich an und nöthigten mir ihr Essen von allen Seiten auf; ich that mein Möglichstes, um die Gastfreundschaft nicht zu verletzen. — Ja, es war schön von diesen Fuhrleuten, daß sie uns so freundlich aufnahmen, und wie ich erfuhr, sollen sie jeden des Weges Ziehenden mitnehmen. — Es ist dies auch ganz in der Ordnung, denn diese Leute, welche häufig mit ihren Fuhrwerken Monate lang unterwegs sind, gerathen eben auch oft in die äußerste Not und Verlegenheit. Tritt Regenwetter ein, so werden die Wege so schlecht, daß sie kaum 5—8 Meilen den Tag machen können, Bald zerbricht ein Wagen, bald verlieren sie ein Stück Vieh und die Lebensmittel werden alle. Wanderer, die des Weges ziehen, helfen ihnen aus der Noth und so greift Eins in das Andere, wie die Glieder einer Kette. Wir Menschen können eben schwer allein existieren, wir siud an ein gemeinschaftliches Leben gebunden und darauf angewiesen. Als wir uns erwärmt und den Magen befriedigt hatten, wurden die Ochsen paarweise zusammengekoppelt und angespannt, was gegen eine Stunde Zeit in Anspruch nahm, dann ging der Zug langsam, im richtigen Ochsenschritt vorwärts.

Der Zug bestand aus vier Kolonnen. In jeder Kolonne waren drei große, aneinandergekettete schwerbepackte Wagen, welche von dreißig Ochsen gezogen wurden. Die Ochsen ziehen paarweise an einer starken, langen Kette, ohne daß sie mit Zügel oder Leine gehandhabt werden. Zu den vorangehenden Leitochsen werden natürlich die intelligenteren Thiere genommen. Sie folgen meistens auf's Wort.

Der Zug ging von früh 9 Uhr bis abends 4 Uhr ununterbrochen fort, hatten aber ungefähr nur zehn Meilen zurückgelegt. Dann wurden die Ochsen ausgespannt und freigelassen. Zwei von den Fuhrleuten schwangen sich auf ihre Reitpferde und trieben sie in eine Heerde und an einen Platz, wo man viel Gras vermuthete. Dort mußten sie sich ihr Futter sehr mühsam selbst suchen. Mit den Hufen strichen sie den Schnee etwas weg, bevor sie fressen konnten und bekamen dann fast ebensoviel Schnee wie Gras mit in den Magen. Ach! die armen Thiere, welch trauriges Loos ward ihnen zu Theil, ich habe sie oft bedauert. Sie müssen den ganzen Tag in einer Tour ziehen und werden mit nichts weiter traktiert als mit Peitschenhieben. — Kamen wir an

einen Hügel, so wurden 50 Ochsen an drei Wagen gespannt und wie wurden sie dann zum Ziehen genöthigt und geschlagen.

Sobald die Ochsen abends ausgespannt waren, wurde Feuer angemacht. Holz, um das Essen zu kochen, müssen die Fuhrwerke stets mit sich führen, und wenn kein Schnee liegt, auch Wasser. Wir brauchten letzteres nicht, denn wir gewannen es durch Schmelzen des Schnees. Das Essen bestand früh wie abends (mittags gab es nichts) aus Speck, Bohnen, Kartoffeln und selbstgebackenem Brod mit Syrup und Kaffee. Sobald das Feuer niedergebrannt war, kroch ein Jeder in seinen Wagen, um tüchtig zu frieren und wenig zu schlafen.

Den andern Tag klärte sich der Himmel auf; die Sonne schien hell, aber die Kälte war desto größer. Auch vermochte von uns keiner mehr in die Ferne zu sehen. Die blendenden Sonnenstrahlen auf der schneebedeckten Prärie bringen für das Auge eine sehr schädliche Wirkung hervor. Die Fuhrleute setzten blaue Brillen auf; diese schützten etwas, dennoch waren ihre Augenlieder angeschwollen und sahen röthlich aus. Auch meine Augen wurden angegriffen; sah ich in die Ferne, so fühlte ich nicht nur Schmerzen im Auge, sondern fast am ganzen Körper.

Als wir drei Tage mit den Train gegangen waren, erreichten wir den Missouri River Hier schliefen wir das letzte Mal in den Wagen; denn von hier aus waren es noch 15 Meilen bis Fort Benton. —

In der Nähe unserer Lagerstätte zeigten sich etliche Blockhäuser; und hier war auch die Ueberfahrt über den Fluß. Als wir mit einem Kahn hinüber gefahren waren, und eine Hügelkette überschritten hatten, kamen wir wieder in Prärie, wo eine kolossale Herde von Büffeln ganz ruhig grasten. Montana wird des Jägers Paradies genannt; mir kam es jedoch nicht paradiesartig vor. Doch die Heimath des Büffels scheint es noch zu sein.

Gegen Mittag hatten wir das Ende der Prärie erreicht und kamen in gebirgige Gegend. Wir standen auf einmal wie auf einen Berg gezaubert; die Prärie hinter uns und vor uns ein schwer zu beschreibendes, malerisches Bild. Tief unten zur rechten und linken Hand lagen etliche große Thal-

kessel, wo Hunderte von Mauleseln, Rindern und Schafen weideten. Ein Fluß schlängelte sich in Windungen hindurch, daß man nicht klar wurde, wo er herkam oder hinfloß. Hier in diesen phantastischen Thälern hielt einst der wilde Indianer seine abenteuerlichen Feste und Tänze. Die Wigwams, die Lager sieht man nicht mehr. Sie sind vertrieben, die rothen Söhne der Wildniß, ohne daß sie ein Denkmal hinterließen. So geht es diesem großen Volke, den Ureinwohnern Amerikas, es geht dem Untergange entgegen. Ja, es kommt vielleicht eine Zeit, wo man die letzten Indianer für Geld sehen läßt und im Triumph durch die Straßen führt, wie Barnum seine Tausend-Dollar-Schönheit.

Wir glaubten unten am Fuße des Berges Fort Benton zu erreichen, doch wir täuschten uns sehr; wir hatten noch einen sehr anstrengenden Marsch. Berge, Thäler und kleine Prärien waren noch zu durchschreiten.

Die Nacht brach herein. Meine Reisegefährten blieben weit zurück; ich eilte voraus und furchtbar erschöpft erreichte ich endlich Fort Benton. Ich fand hier ein deutsches Logirhaus und fühlte mich glücklich nach so vielen ausgestandenen Gefahren endlich einmal in einem anständigen Hause sorgenfrei schlafen zu können und an einer wohlbesetzten Tafel billig zu speisen. Kaum war ich eine Stunde im Zimmer, da traten zwölf Musiker ein, welche hier Probestunden abhielten. Mein liebenswürdiger Wirth, Herr Beckmann, schlug die große Trommel, während die Anderen gute Blasinstrumente spielten; der Direktor, ein Engländer, blies die Trompetine.

Welch' eine Veränderung mit mir; dies hatte ich nicht erwartet. Vor wenigen Stunden noch in der öden Prärie, wo fast kein anderer Laut zu meinen Ohren klang, als das schauerliche Heulen der Wölfe, und hier die angenehmsten, ergreifenden Töne und Melodien großer Meister, wie Beethoven u. A. m. Wie lauschte ich den frohlockenden Tönen und mein Herz schwelgte in freudigem Entzücken, in lieber Erinnerung an die Heimath.

Fort Benton.

Das Städtchen, welches von malerischen Bergen umgeben wird, ist trotz seiner Kleinheit berühmt in Bezug des Handels.

Aber es ist alles sehr theuer, das Glas Bier kostet z. B. 25 Cent (1 Mark). Von dem ehemaligen Fort stehen noch kolossale Gebäude, sind aber leer, die Indianer sind in die Reservationen geführt, und deshalb sind die Soldaten nicht mehr nöthig.

Bei meiner Wanderung durch die Straßen, traf ich vor einem Hotel meine Reisegefährten wieder. Sie waren den Abend zwei Stunden später als ich angekommen. Grimmbart hatte das Blenden des Schnees und der anstrengende Marsch so angegriffen, daß er, um Kräfte zu sammeln, lange in der Prärie gesessen hatte. — Zwei Tage widmete ich nur dem Ausruhen bei meinem Wirth Beckmann; er betrieb nebenbei ein Sattlergeschäft und wollte mich durchaus nicht fortlassen. Bereitwilligst gab er mir Auskunft über Alles. Wenn ich mich aber über die Straße nach Helena erkundigte, so antwortete er ausweichend. Es ist dies ein sonderbarer Zug der Deutschen in Amerika, daß sie einen Landsmann niemals gern aus der Gegend, wo sie sich niedergelassen, scheiden sehen, besonders wenn sie herausfinden, daß er kein Schwindler und Betrüger ist. Herr Beckmann hatte mir Arbeit verschafft, auch suchte er mich zu überreden, mit ihm in die Silberminen zu gehen. Es war vor kurzer Zeit, 70 Meilen von hier, viel Silber entdeckt worden, aber in wilden Gebirgen. Ich hatte keine Lust dahin, aber Beckmann ließ sich von seiner Idee nicht abbringen; er gab sein Kosthaus auf und wollte auch seine Sattlerwaaren verauktioniren.

Am vierten Tage reisten meine Reisegefährten ab; sie hatten einen Train ausgekundschaftet, mit dem sie nach Helena gehen konnten. Sie wollten mich mit fort haben, leider ließ ich mich aber durch Beckmann zurückhalten. Bald bereute ich jedoch bitter, die günstige Gelegenheit versäumt zu haben, denn obgleich an Arbeit gewöhnt, war mir dieselbe zu ungewohnt und ich fürchtete den kalten Winter. Dazu kam, daß ich die Bekanntschaft eines jungen Mannes machte, der aus Kalifornien kam und mir dieses Land, das Ziel meiner Wünsche, nicht genug zu rühmen wußte. Nun ließ ich mich durch kein Zureden mehr zurückhalten und machte mich am nächsten Morgen auf nach Helena.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Von Fort Benton nach Helena.

Abends hatte ich das Glück einen deutschen Farmer zu treffen und übernachtete bei ihm. Die Farm gehörte zu dem Orte Sun-River, und lag in einer der schönsten, fruchtbarsten Gegenden von Montana. Der Ort zog sich in einem breiten Thale hin, durch welches der Fluß Sun-River fließt. Rechts und links der Straße entlang standen schöne, freundliche Farmhäuser mit Ställen und Wirthschaftsgebäuden, von prächtigen Feldern umgeben, der Ort hatte ganz das Ansehen eines wohlhabenden deutschen Bauerndorfes. Es wurde mir gesagt, daß es hier Farmer giebt, darunter viele Deutsche, welche 3—5000 Rinder besitzen sollen. Die Viehzucht wird hier wirklich großartig betrieben. Das Vieh befindet sich meist stundenweit entfernt in den Prärien; dort bleibt es ohne Stall und Hirten Sommer und Winter. Im Frühjahr und Herbst wird es in Heerden getrieben, und dem Jungvieh, welches während dieser Zeit das Licht der Welt erblickte, der Namenszug des Besitzers aufgebrannt, die herangewachsenen Ochsen werden verkauft. Alles andere überläßt man der gütigen Natur. Von hier aus hat man nun auch eine prächtige Aussicht auf die Rocky-Mountains, eine hohe mit Schnee bedeckte Gebirgskette, die sich von Nord nach Süd erstreckt. Die Straße führte durch einen Thalkessel, wo etliche Tausend Stück Rinder grasten. Ich mußte mitten durch diese kolossale Heerde gehn, sobald ich aber näher kam, stob sie scheu auseinander. Gegen Mittag holte ich ein Fuhrwerk ein, welches leer nach Helena fuhr. Der Fuhrmann hieß mich selbst auf den Wagen setzen. Es war aber ein furchtbar roher Mensch, der schändlich mit seinen Pferden umging. Als es Abend wurde, kamen wir an einen Berg, wo eine kleine unbewohnte Bretterhütte stand, hier hielt er an, wir trugen unsere Sachen hinein, machten Feuer an, führten die Pferde auf die Weide und bald nahm ich mit ihm die Abendmahlzeit ein. Nachdem legten wir uns schlafen. Ich weiß nicht, ich konnte nicht schlafen; es war mir, als sollte ich auf der Hut sein. Mein Kollege fing an laut für sich zu sprechen; auf einmal griff er mit der Hand nach mir und tastete auf meinen Decken herum. Ich that, als wenn ich aus dem Schlafe erwachte und stieß etliche Laute aus, worauf er die Hand zurückzog. Nun war mir klar, daß er schlechte Absichten mit mir vor hatte.

Die Nacht verstrich ohne Unglück, aber geschlafen hatte ich wenig. Als der Morgen graute, machte ich Feuer an und auch er stand sofort auf. Ich machte die Arbeit, die mir gehörte, und that, als wäre nichts vorgefallen. Er zeigte sich freundlich, sogar zuvorkommend gegen mich denselben Tag. Gegen mittag fuhren wir über einen hohen Berg; hier begannen nun die Ausläufer der Rocky Mountains; abermals hatte ich eine herrliche Aussicht auf das Hochgebirge mit seinen zackigen Felsen, Firnen und tiefzerrissenen Schluchten mit herrlichem Schwarzwald an den Abhängen. Der Sonnenuntergang gestaltete sich hier großartig, gerade wie in der Schweiz das Alpenglühn. Die Nacht trat ein und wir trafen etliche freundliche Farmhäuschen, wo ich sicher glaubte, wir würden Nachtquartier nehmen. Die Pferde konnten kaum noch fort, ihre Kräfte waren erschöpft, der Führer schlug sie aber unmenschlich und wir fuhren noch eine Stunde weiter. In einer Thalschlucht machte er Halt; hier standen etliche Blockhäuschen, auch ein Train hielt schon da. Hier in diesen Diebeshöhlen suchte er seine schändlichen Pläne an mir auszuführen. Als die Pferde versorgt waren, gingen wir in ein abscheuliches Schanklokal; hier gesellte er sich, nachdem er etliche Flaschen Wisky hinunter geschlürft hatte, zu den anderen Fuhrleuten, zwei starken, rohen Kerlen, die er zu kennen schien. Ich merkte, wie sie mich gut beobachteten, damit ich ihnen nicht entschlüpfen konnte. Ich stellte mich arglos und that, als wollte ich schlafen, während sie wieder dem Wisky zusprachen. Sobald sich die Thür des Schanklokals hinter ihnen geschlossen hatte, griff ich rasch nach meinem Stock und Blackers, sprang mit schnellen Schritten über eine Brücke, und verfolgte die Straße in südlicher Richtung. — In stockfinsterer Nacht, gleich einem Geächteten, stürmte ich durch Thalschluchten und über Hügel, nicht bedenkend, daß mich vielleicht Wölfe anfallen könnten. Wie leicht konnten die Fuhrleute sich auf ihre Pferde werfen und mir nachsetzen und was konnte ich gegen 3 bis 4 bewaffnete Männer thun? — Nach einem dreistündigen angestrengten Marsche sah ich ein Licht; ich eilte darauf zu, fand dort einen Wagen, daneben zwei kleine Leinwandzelte, worin die Reisenden schliefen, und ein im Erlöschen begriffenes Feuer. Dahin setzte ich mich, schürte das Feuer an und schlummerte

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

etliche Stunden. Sobald der Morgen graute, eilte ich fort und erreichte um 9 Uhr eine deutsche Farm, deren Besitzerin, eine Schwäbin, mich freundlich aufnahm. Während ich mich an dem reichlichen Frühstück labte, kam die Landstraße herab ein leichtes Fuhrwerk, dessen Eigenthümer, Bekannte meiner Wirthin, mich auf ihre Fürsprache 10 Meilen weit mitnahmen. Daß mich nun meine Verfolger nicht mehr einholten, war sicher. — Die Straße führte hier in eine 10 Meilen lange Bergschlucht an einem Flüßchen entlang, rechts und links waren hohe Berge und dichte Waldungen. Die Schlucht war oft so eng und tief, daß kein Sonnenstrahl einzudringen vermochte, wildromantisch, ja oft schauerlich und furchteinflößend. Am Ende der Schlucht war ein Hotel und hier schlief ich sorgenfrei. Den andern Morgen, eine Stunde von dem Hotel, sah ich zwischen hohen Bäumen versteckt, etliche Wigwams; mehrere bissige Hunde stürzten heraus, konnten jedoch nicht auf die Straße, denn ein Flüßchen lag dazwischen. Ich beschleunigte meine Schritte, um vor der Nacht Helena zu erreichen; und als der Abend nahte, lag sie auch vor mir, die größte Stadt Montana's. Bald schritt ich ein und logirte mich in ein deutsches Gasthaus; die 150 Meilen lange Reise hatte ich also in 5 Tagen zurückgelegt.

Von Helena nach Kalifornien.

Helena, dieses freundliche Städtchen, hat gegen 5000 Einwohner und liegt an den östlichen Ausläufern der Roky-Mountains. Gegen Osten breitet sich eine weite Thalebene aus, wo viele Farmen mit fruchtbaren Feldern stehen. — Die Stadt und Umgegend ist berühmt wegen ihrer vielen Minen, es wird Eisen, Kupfer, Blei, Zinn, aber vor allem Silbererz und auch Gold gewonnen. Die jährliche Production in den 2000 Minen soll sich auf 8,000,000 Dollars belaufen. Montana ist 500 M. lang und 300 M. breit. Sein Flächenraum beträgt 92,000,000 Acker. Die Bevölkerung wird auf 40,000 Seelen geschätzt. Wenn erst die Northern Pacific-Bahn, die diese Gegend in 2 Jahren durchschneiden wird, fertig ist, kann das Städtchen bald zu einer berühmten Stadt emporblühen, es steht ihm alsdann eine große Zukunft bevor. — Außer Rinder und Schafe werden auch, besonders

bei Helena, viel Pferde gezüchtet, ich habe Heerden gesehen von vielen Hunderten. — Den nächsten Morgen spazirte ich durch die Stadt und machte dabei die Bekanntschaft eines Deutschen, welcher früher hier eine Bäckerei gehabt hatte, jetzt aber privatisirte. Er nahm mich mit in seine Wohnung, wo alles aufs feinste eingerichtet war, trotzdem er keine Frau hatte. Seit 1866 war er hier, und hatte die Reise hierher zu Fuß von Utah herauf zurückgelegt wobei er Monate lang unter freiem Himmel Tag und Nacht zugebracht hatte. Als er nach Helena gekommen, hatten nur 3 bis 5 Hütten gestanden. Ein Sack Mehl wurde mit 10 Doll. bezahlt, 1 Pfd. Butter 2 Doll. und 1 Packet Streichhölzer 1 Dollar. Die hohen Preise sind nicht mehr, aber etliche Artikel sind auch jetzt noch ziemlich theuer. — Auf den Straßen zogen fortwährend ganze Trupps Indianer auf und nieder, verschiedenen Stämmen angehörend; die meisten davon sollen 170 Meilen nordwestlich von hier wohnen und in den Gebirgsthälern etwas Farmwirthschaft treiben. Sie rüsteten sich zur Reise, um, wie jedes Jahr im November, an den Yellowstone-River zu ziehen auf die Büffeljagd und dort etliche Monate zu verbleiben. Bei der Stadt hatten sie ihr Lager aufgeschlagen und die Kundschafter und Anführer sprengten bald hier, bald dort hin, um die Schaaren zusammen zu ziehen; sie gingen jedoch nicht so malerisch gekleidet, als die Sioux am Missouri, und waren auch nicht so schön gestaltet. Da ich in der Stadt keine passende Arbeit erhielt, nahm ich mir vor, wieder abzureisen; in den Bergwerken zu arbeiten, hatte ich keine Lust. Den 31. October kam ich hier an und den 2. November reiste ich wieder ab. Meine Reise ging nun nach Butte, der zweitgrößten Stadt von Montana. Auf dem Wege dahin trifft man herrliche Waldungen, und zwar nicht nur auf den Hochgebirgen, sondern auch in den Thälern. Den zweiten Tag fiel Schnee; stellenweise hatte ich bis an die Knie zu waten und des Nachts war es furchtbar kalt; doch ich traf immer ein hübsches Haus, wenn sie auch oft sehr weit von einander standen, wo ich bereitwillig aufgenommen wurde. Den dritten Tag war ich in Butte, die Stadt liegt auf einem Hügel und ist nicht halb so schön als Helena. Bergwerke giebt es jedoch auch viele, der reichste Bergwerksbesitzer, Davis, soll monatlich 30,000 Doll. aus einer Mine graben. —

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Bis hierher war auch die Utah-Northern-Pacific-Bahn fertig, aber die Fahrpreise waren mir zu hoch, man muß für die Meile 10 Cents zahlen. Marschire ich nun den Tag über 30 engl. M., so verdiene ich dadurch 3 Dollar; deshalb behielt ich mein weniges Geld und reiste zu Fuß die Bahnstrecke entlang. Den fünften Tag erreichte ich Dillon, einen kleinen friedlichen Ort in einem fruchtbaren Thalkessel gelegen.

Bei einem deutschen Kaufmann, Namens Thansen, fand ich freundliche Aufnahme; die Lebensmittel die ich brauchte, ließ er mir zu mäßigen Preisen ab; er forschte eifrig nach seinen Verwandten, die zu ihm kommen sollten, und St. Paul zu derselben Zeit verlassen hatten als ich, aber noch nicht eingetroffen waren. Möglicher Weise hatten sie die gefährliche Reise durch die Wüstenei von Glendive gewagt und waren dabei um das Leben gekommen. Hier bei Dillon sammelten sich wieder große Schaaren von Indianern, um nach dem Yellowstone-River auf die Büffeljagd zu ziehen. Nur 50 Meilen südöstlich von hier liegt der weltberühmte Yellowstone-Park; es ist von hier weder Weg noch Steg dahin, doch der Indianer braucht das nicht, er findet sich in der Wildniß schon zurecht. Die hiesigen Bewohner wußten nichts von dem Park und seinen seltenen Naturwundern, während andere, um sie zu sehen, Tausende von Meilen weit hinreisen. Dort, wo die stärksten Springbrunnen ihre Wassersäulen glühend heiß und dampfend Hundert von Fuß hoch in die Luft schleudern, zieht es den Indianer im Winter hin. Dort an den sprudelnden Quellen und Seen hält er seine alten Gebräuche und wilden Tänze ungestört ab. Diese seltenen Naturschauspiele verehren sie als ein Heiligthum. denn ihre Glaubensbekenntnisse sind ebenso seltsam als wie die Wunder dieses Park's, dorthin ist gleichsam ihr Wallfahrtsort, wo sie sich nach ihren wilden Jagden erholen und erfreuen. —

Etliche Meilen hinter Dillon sah ich viel Wigwams stehen, aber niemals Indianer dabei; und 15 Meilen weiter traf ich einen Wasserfall, der von einer senkrechten Felsenwand 200 Fuß hoch herabstürzte. Das Wasser war kochend heiß, und beim Herabfallen verbreiteten sich die Dämpfe nach allen Seiten. Der Fall bildete einen Bach, den ich passieren mußte. Hier hörten nun die Naturschönheiten auf. Bei Spring-Hill geht man noch durch ein unwirthliches Gebirge, man überschreitet

hier die Grenze von Montana und betritt die großen Prairien von Idaho. Bemerkenswerth ist noch die Station Lava, wo die Prairie fast ganz von schwarzen Lavablöcken bedeckt ist.

Endlich kam ich nach Eagle Rock am Snako River, wo eine große Maschinenwerkstätte errichtet ist; aber eine passende Stelle war nicht frei für mich, und so begnügte ich mich mit Bretter tragen, Eisenbahnwagen hin und her schieben, und dieses alles im Freien bei strenger Kälte. Diese Arbeit sagte mir natürlich für die Dauer nicht zu, und gab sie nach acht Tagen wieder auf. Auf dem Bahnhof arbeitete auch ein Tischler, Namens Clemens Hermann, geborner Dresdner. Er war mehrere Jahre hier und hielt diese Gegend für ein Eldorado. Er hatte in der Nähe 160 Acker Regierungsland aufgenommen, um eine Viehzucht anzulegen. Er schilderte das Klima für mild, aber mir erschien die Kälte für November viel zu grimmig. —

Von Eagle Rock fuhr ich nun nach Logan in Utah; die kurze Strecke kostete mich 10 Dollars. Von Logan marschierte ich 2 Tage durch das Land der Mormonen an sehr schönen Dörfern vorbei, nach Corinne und Promontory, von wo aus ich per Bahn weiter wollte. Als ich aber abends ankam, war der Zug schon abgegangen. Es war nur ein Stationshaus hier und diese Leute wiesen mich in ein leerstehendes Farmerhaus. Als ich dem alten Hause zuschritt, begann gerade ein furchtbares Schneewetter, sodaß ich froh war ein Unterkommen gefunden zu haben. Zum Glück fand ich in einem Zimmer einen eisernen Ofen; Bretter lagen auch genug umher und so knisterte bald ein lustiges Feuer. Während um das Haus der Sturm heulte und den Schnee haushoch warf, saß ich drinnen warm und wohlgeborgen neben meinem Ofen. Ungestört schlief ich die ganze Nacht. — Am nächsten Morgen fuhr ich nach Wells. Dort angelangt hatte ich nur noch 15 Dollars; an ein Weiterfahren nach Kalifornien war damit nicht zu denken, und ich mußte mich auf meine gesunde Natur und guten Beine verlassen. Zum Glück war es hier schon um vieles wärmer, als in Utah, denn Wells gehörte zu Nevada. Nahe bei Wells standen gegen 6 Wigwams; durch Vermittelung eines Deutsch-Amerikaners, der sich erbot den Dolmetscher zu machen, erhielt ich Erlaubniß, in eines derselben einzutreten.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

In einem Indianer-Wigwam in Nevada.

Als wir vor dem Wigwam anlangten, schlug der Indianer, der uns führte, ein Stück Leinwand zurück. Durch dieses Loch krochen wir hinein und wurden genöthigt Platz zu nehmen; aber nicht auf einen Stuhl oder Bank, denn diese Geräthschaften sind hier nicht zu finden. Der Indianer schlägt die Beine, wie der Türke, unter sich und setzt sich darauf. Der Anblick war seltsam. In dem Wigwam saßen und lagen um ein helles Feuer herum zwei Familien. Wir setzten uns dazwischen. Uns zur Linken saßen im Halbkreis ein alter Indianer mit seiner Squa, neben ihm 4 Kinder, darunter ein 20jähriger Jüngling. Zur Rechten, hart neben mir, saß der Indianer, der uns empfangen hatte, mit der Squa und 5 Kindern. Auch eine alte Frau und ein junges Mädchen waren dabei. Etliche junge Hunde sprangen um uns herum, die durch ihr possirliches Wesen auch die Indianer zum Lachen brachten. Wir fanden Alle mit Essen beschäftigt, das Fleisch verzehrten sie, ohne sich der Messer und Gabeln zu bedienen. Was mich in nicht geringes Erstaunen setzte, war die angenehme Wärme; draußen war es sehr kalt, aber in diesem Wigwam recht warm, trotzdem nur ein kleines Feuer brannte, aus zwei Stöcken von wildem Salbei, die übereinander gelegt waren. Wahrscheinlich trägt die spitze Form des Wigwams dazu bei, die Wärme zu erhalten.

Als wir eine Stunde bei den Indianern gesessen hatten, hieß der eine der Indianer meinen Führer hinausgehen, weil derselbe die üble Gewohnheit hatte, beim Tabakkauen fortwährend auszuspeien, was die Indianer in ihren Wigwams für unanständig hielten. Wir standen beide auf und entfernten uns, denn allein wollte ich doch nicht hier bleiben. — Neben dem Wigwam lagen eine Masse Fallen, um darin Biber und andere Thiere zu fangen, daneben etliche Haufen dürrer wilder Salbeistöcke als Feuerungsmaterial, denn Holz ist hier sehr rar. Ein Heerde Pferde von 100 Stück, die nicht weit von hier grasten, gehörte ebenfalls den Indianern.

Von dem Deutsch-Amerikaner begleitet, reiste ich den andern Tag nach Winnemucca ab; es war jedoch so schneidig kalt, daß wir die dritte Nacht fortmarschirten, um uns zu erwärmen. Am vierten Tage gab mein Gefährte die Weiter-

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

reise auf; er hatte kein Geld mehr und etablirte sich als Stiefelwichser, wiewohl er ein Konditor aus Philadelphia war. Ich war nun wieder allein in den rauhen unwirthlichen Gebirgen. Eines Abends traf ich wieder mehrere Wölfe an der Bahnstrecke, die sich durchaus nicht bei ihrem Fraße stören lassen wollten; sie zerrten an einem gestürzten Ochsen herum und ließen mich bis auf sechs Schritte heran; mit glühenden Augen schlichen sie um mich herum. Um nur aus dieser Gegend zu kommen, setzte ich mich noch am selben Abend auf die Bahn und fuhr nach Winnemucca. Hier wurde mir auf etliche Tage Arbeit angeboten in einer deutschen Dampfmühle, wo ich in 3 Tagen 4 Doll. nebst Kost verdiente. — Von hier reiste ich mit einem Schwaben 3 Wochen lang; es war ein seelensguter Mensch, fand aber ebenso wie ich, keine passende Arbeit. Er hatte 3 Jahr in Paris als Bäcker gearbeitet und erzählte mir oft und gern von seinem Leben in Paris, wogegen ich ihm von Dresden, Petersburg, Moskau und Tiflis, wo ich gearbeitet hatte, berichtete. Betrachteten wir nun unsere jetzige Lage, hier wo ein Reisender als Vagabond verachtet wird, so konnten wir uns eines Seufzers nicht erwehren. Um Nachtlager hielten wir nicht an; Brod und Wurst kaufte ich, damit begnügten wir uns stets, und verzehrten es in der freien Natur. Kam der Abend, so marschirte ich gewöhnlich 1—2 Stunden voraus, denn er konnte nicht gut laufen, und suchte einen passenden Platz als Nachtlager. An der Bahnstrecke lagen alte Bahnschwellen, die von Oel durchzogen waren und herrlich brannten. Sobald ich einen Haufen solcher Schwellen traf, machte ich der Windseite gegenüber Feuer. Nach einer Stunde kam mein guter Schwabe, setzte sich an mein Feuer und erzählte mir von dem schönen Paris. Gegen 6 Schwellen genügten, um die Nacht ein tüchtiges Feuer zu halten, bei dem wir in unsere Decken gehüllt, schliefen. — Endlich erreichten wir Truckee, das erste Städtchen in Kalifornien mit herrlichen Waldungen und vielen Sägemühlen; es liegt schon hoch im Gebirge der Sierra Nevada und der Winter ist hier streng; trotzdem suchten wir weiter zu reisen. Drei Stunden hinter Truckee kamen wir an den Tunnel, durch welchen die Eisenbahn durch die Sierra Nevada führt. Hier trafen wir 2 deutsche Holzarbeiter, die uns sagten, daß es unmöglich wäre, 30—40 M.

durch die finsteren Tunnel zu marschiren. Als ein Zug ankam, sprachen sie mit den Maschinisten, daß er uns mitnehmen sollte, denn sie ladeten hier Holz; wir halfen mit aufladen, sprangen dann auf die Lokomotive und dampften durch die hölzernen Tunnel. Es wurde Nacht, kolossale Schneemassen fielen vom Himmel und langsam zogen 3 Maschinen unsern Zug das hohe Gebirge hinan. Oben angekommen wurden 2 Maschinen abgespannt und fuhren nun die Maschinen ohne weiter zu heizen, stundenlang bergab. Die grimmige Kälte verlor sich nach und nach, denn wir näherten uns dem Süden, der Schnee verwandelte sich in Regen. Kurz vor Sacramento stieg ich ab; es war gerade am heiligen Weihnachtsabend, als ich in die herrliche Stadt kam; nahe vor der Stadt stand ein Apfelsinenbaum in einem Garten, strotzend voll von reifen Früchten; ich betrachtete ihn lange mit Staunen und hielt ihn für meinen Weihnachtsbaum, den der liebe Gott für mich, den Fremdling, aufgestellt hatte. Was konnte ich Schöneres noch verlangen? mein Wunsch war erfüllt, ich war dem kalten Norden, dem Schrecken der Schneewüste, den hungrigen Wölfen glücklich entronnen und war nun im wonnevollen Süden, dem Land meiner Sehnsucht. An einem grünen Wiesenrand sah ich die schönsten Blumen blühn, ähnlich unsern Tulpen. Ich erreichte die Stadt; spazierte an Gärten vorbei, voll blühender Rosen und vielen anderen Blumen, mit Fächerpalmen, Feigen und Citronenhainen. Noch einmal wendete ich den Blick zurück nach der Sierra Nevada, die ihre Schneehäupter drohend gen Himmel streckte, voll Dank erfüllt gegen Gott, der mich so weit sicher geleitet.

San Francisco.

Die Weihnachtsfeiertage verlebte ich in Sacramento, in einem anständigen deutschen Gasthaus. Am dritten Feiertag fuhr ich auf dem Sacramento-River (für 1 Dollar) nach San Francisco. Wenn Alexander von Humboldt sagt: Konstantinopel, Neapel und Salzburg seien die drei schönsten Städte der Welt, so hat er das jetzige San Francisco nicht gesehen. Ebenso malerisch und von der Natur begünstigt wie Konstantinopel am Bosporus liegt, ebenso liegt San

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Francisco an seiner Bai. Dieselbe umspült es von drei Seiten, sodaß es wie auf einer Halbinsel liegt. Konstantinopel wird die Stadt der sieben Hügel genannt, und auch San Francisco liegt auf mehreren Hügeln von derselben Höhe und Gestaltung, von denen man oft die entzückendste Aussicht hat. Konstantinopel hat ein goldenes Horn, San Francisco ein goldenes Thor. Die Straßen sind in San Francisco schöner, wenn auch die Paläste in Konstantinopel die Prachtbauten in San Francisco übertreffen. — Bei meinem ersten Ausgang durch die Stadt bewunderte ich die schönen Gärten, geschmückt mit blühenden Blumen, zu Weihnachten Rosen, Nelken, Levkoyen, Veilchen, Vergißmeinnicht, Stiefmütterchen u. a. m. Ferner interessirten mich die reinlichen Märkte. Keine Stadt kann sich rühmen, elegantere Marktplätze zu haben; in großen Hallen mit Säulen an den belebtesten Straßen in allen Stadttheilen findet man Obst, Gemüse, Fleisch und Wurstwaren in reicher Auswahl. Lebendes und totes Federvieh verschiedener Gattung, Butter, Käse, Blumen, kurz, alles ist zu bekommen; es geht in diesen Hallen so ruhig und anständig zu, wie man es nirgends findet, ein Angreifen der Waaren oder Handeln über den Preis findet nicht statt. Die Hallen haben gedielte Fußböden, die mit Sägespänen bestreut sind. Schmutz und Abfälle werden sofort beseitigt, während man in New-York z. B. oft genug auf Orange- und Bananenschaalen und andere schlüpfrige Gegenstände tritt und durch den unangenehmen Geruch der Abfälle vielfach belästigt wird.

Das sehenswertheste für Naturfreunde ist Woodword's Garten mit Museum und zoologischen Garten. Am Eingange des Museums sind zwei Rippen eines Mamuths aufgestellt; diese bilden ein Thor, so hoch, wie ein zweistöckiges Haus. Ueber Einzelheiten gehe ich hinweg; fast alles ist hier zu finden, vom Kamel bis zur Maus und vom Strauß bis zum Colibri. Einen Fremden interessiren auch die Sammlungen von Waffen und Schmuckgegenständen von Indianern. Schön ist auch der „Golden-Gate-Park" mit prachtvollen Anlagen. Inmitten steht das Conservatorium, ein großer, gewölbter, nur aus Eisen und Glas bestehender Palast. Hier finden wir die herrlichsten Blumen, hohe Bananen, die mit ihren Früchtebüscheln und großen Blättern bis an die Glas-

kuppeln reichen, ferner baumartige Farren von kolossalem Umfang aus New-Seeland u. s. w.

Den zweiten Tag bestimmte ich dazu, mir die Hafenplätze anzusehen, gerieth aber dabei unter Matrosenmakler und Bauernfänger. Ein ziemlich gutgekleideter Mann fragte mich, ob ich Arbeit haben wolle und bot mir eine gute Stelle an. Er führte mich in eine Matrosenkneipe, wo mich der Wirth und ein Unterhändler bereitwillig aufnahmen. Es wurde mir nun die Wahl gestellt, entweder auf etliche Monate mit auf den Walfischfang zu gehen, oder mich als Matrose auf eine Barke zu verdingen. Da ich merkte, unter welch Gesindel ich gerathen war, so sagte ich zu allem ja. Im Hafen lag eine Barke, die von der ganzen Mannschaft verlassen war; das Schiff war bestimmt nach Liverpool zu segeln, und derjenige, welcher dem Besitzer des Schiffes einen Matrosen brachte, erhielt eine hohe Belohnung. Mit der Wallfischfahrt verhielt es sich ebenso, dazu sind schwer passende Leute zu gewinnen. — Der Mittag kam heran und ich wurde genöthigt, tüchtig mit zu essen und erfüllte ihren Wunsch sofort. Mein Gastgeber mochte im Stillen denken: Iß nur zu, bezahlen mußt Du es doppelt und dreifach. Ich suchte jedoch nur nach einer Gelegenheit, glücklich davon zu kommen. Nehmen konnten sie mir nicht viel, meine Kleider waren nichts mehr werth und mein Geld fast alle. Der Unterhändler entfernte sich auf etliche Stunden; ich wurde nun in ein Zimmer geführt und aufgefordert, mich niederzulegen. Ich hatte nicht die geringste Lust zum Schlafen, verhielt mich ganz ruhig und ging dann ganz leise aus dem Zimmer, die Treppe herunter, zu einer andern Hausthür hinaus. Unbemerkt gelangte ich auf die Straße und schwenkte um eine Ecke; nur etliche Häuser weiter traf ich wieder Einen, der mir eine gute Stelle anbot und mich in eine andere Matrosenkneipe führte. Man wollte mich hier als Matrosen nach Liverpool pressen und suchte mich betrunken zu machen. Als ich jedoch entschieden dem Kapitän erklärte, ich wollte nicht nach Liverpool zurück, ließ man mich gehen. —

Den dritten Tag erhielt ich Arbeit in einer kleinen Maschinenfabrik. Der Lohn war hier sehr gut und ich arbeitete bei meinem strengen Prinzipal Weikhart 3 Monate und sparte mir in dieser Zeit 200 Dollars. Um meine

schriftlichen Arbeiten zu ordnen, gab ich dann meine Stelle auf, und miethete mir ein feines Erkerzimmer mit 3 großen Fenstern, mit Sofa und andern schönen Möbeln. Von meinen Fenstern blicke ich hinaus über das Häusermeer am Hafen; der Mastenwald der Schiffe, die ruhig vor Anker liegen, fesselt meinen Blick; eilend schießen schnelle Dampfer vorbei, die ihre schwarzen Rauchsäulen gen Himmel senden. Dort, über der Bai, grüßen freundlich mit ihren prächtigen Gärten die Städte Oakland und Alameta herüber. Welch lachendes Bild, das mich hier entzückt, aber mich mit um so tieferen Schaudern an die schrecklichen Nächte auf den Schneefeldern in Montana und Nevada zurückdenken läßt.

In San Francisco giebt es 30,000 Chinesen. Sie sind alle von gleicher Größe, klein aber von starkem Knochenbau und beschäftigen sich größtentheils nur mit leichten Arbeiten, wie Schuhmacher, Schneider, Cigarrenmacher und vor allem vertreten sie die Stelle der Waschfrauen. Als Kleidung tragen sie weite Mäntel und weite Hosen. Auf ihrem Rücken hängt der unvermeidliche lange Zopf, der bis an die Waden reicht und zwischen den Beinen herumschwänzelt. Sieht man eine größere Anzahl beisammen, so gehen sie, wie die Indianer, einer hinter den andern, im sogenannten Gänsemarsch. Ihre Lebensweise ist die einfachste aller Nationen, die es hier giebt. Sie begnügen sich oftmals nur mit einem Teller voll gekochten Reis, in welchem weder Salz noch fettige Substanzen sind. Ihr Brod kochen sie in einem Kessel und hat den Geschmack und die Form wie Hefenklöse. Löffel und Gabeln haben sie nicht; sie nehmen statt dessen zwei Holzstäbchen zwischen die Finger, in Gestalt der Bleistifte und mit diesen wissen sie sehr gelenkig die Speisen nach dem Munde zu führen. Einen ekelhaften Anblick gewährt es, wenn sie Nudeln essen; das kostet ihnen viel Mühe, denn sie sind mit den Stäbchen schlecht zu fassen, sind schlüpfrig und rutschen leicht durch dieselben. Sie müssen dabei den Mund weit öffnen und bei dem Hineinwerfen sind sie gezwungen zu schlürfen.

Ihre Schriftzeichen werden nicht mit der Feder geschrieben, sondern mit einem Pinsel auf das Papier gemalt. Ein chinesischer Schriftsteller hat sehr viel zu lernen, denn sie

haben 35000 Charaktere (Buchstaben), von denen viele Chinesen kaum den vierten Theil zu schreiben verstehen.

In San Francisco erscheinen 83 Zeitschriften, 15 tägliche und 48 wöchentliche. Von diesen erscheinen 64 in englischer Sprache, 9 in deutscher, 2 in deutscher und englischer, 1 in italienischer, 1 in scandinavischer und 2 in chinesischer Sprache. Das weitverbreitetste chinesische Blatt betitelt sich: „Wah Kie" und hat eine Circulation von 1000 Copien. Der Redacteur Yee Jenn versteht von den 35000 Characteren selbst nur 8000 zu schreiben und das soll genügen, sich in der chinesischen Sprache verständlich zu machen.

Die Chinesen werden hier von dem größten Theil der Bevölkerung gehaßt und verachtet. Erstens, weil sie ihre Kleidertracht und alten Gewohnheiten nicht ablegen. Zweitens, weil sie nur nach Amerika kommen, um Geld zu ersparen und wenn sie die Taschen gefüllt haben, wieder in ihr himmlisches Reich zurückkehren. Und drittens, weil sie zu billig arbeiten. Jetzt ist kraft des Gesetzes die Einwanderung der Chinesen verboten.

Californien.

Californien ist das Land des Weinbaues und der Früchte. Kein anderer Staat Amerikas kommt ihm darin gleich. Wenngleich es im Sommer hier keinen Regen giebt und die Gräser und Bäche größentheils vertrocknen, so führen doch Nebel und Thau der Pflanzenwelt die nöthige Feuchtigkeit zu und die kühlen Passatwinde mildern die tropische Hitze.

Der Winter ist die angenehmste Jahreszeit. Denn da ist die Natur in frisches Grün gekleidet, da blühn im Freien Blumen und die Luft ist mild. Einen eigentlichen Winter giebt es nicht, denn vom November bis April fällt nur oft und sehr viel Regen.

Der Staat Californien enthält einen Flächenraum von 15,000 Quadratmeilen oder 99 Millionen Ackers. Das Klima ist verschieden und im Innern heißer als an den Küstengebieten, die von den Luftströmungen zugänglicher sind.

In den nördlichen Californien wird hauptsächlich viel Viehzucht und Getreidebau mit Erfolg betrieben, aber auch Aepfel, Birnen, Pfirsichen, Aprikosen, Nectarinen, Wein, Feigen

und vorzügliche Pflaumen und Kirschen, die sonst in Amerika nicht gut gedeihn. Der Lohn ist in Californien sehr gut. Tüchtige Farmarbeiter erhalten 20—30 Doll. per Monat mit Kost. Geschickte Handwerker verdienen $2^1/_2$—4 Doll. per Tag ohne Kost. Ich kenne einen Schlosser, welcher sich 15,000 Dollar erspart haben soll.

Der Lebensunterhalt ist fast billiger als in den Ost-Staaten. Besonders sind Fleisch, Brod und Früchte billiger. Für 15 Cent kann man ein gutes Mittagessen erhalten. Deßgleichen sind die Wohnungen nicht theurer und nur feine Kleider mögen etwas höher im Preise stehen.

Ein Gemüthsmensch hat aber in Californien einen schweren Stand, denn hier sind die Menschen herzlos. Ein Hund wedelt mit dem Schwanze und giebt seine Anhänglichkeit und wahre Freude zu erkennen, aber was thut der Mensch? —

Auch die Frauenzimmer stolziren hier so gemüthslos, frech und herausfordernd einher, daß ein Verliebter eher eine Marmorsäule umarmt, als ein solches Wesen. Es ist keine wahre Liebe in ihnen und wo die Liebe fehlt, ist keine Zärtlichkeit, kein Zutrauen, kein anhänglicher, inniger, dauernder Bestand, der zu einer glücklichen Ehe erforderlich ist. Denn Frauen müssen zärtlich sein und liebend sollen sie der gefühlvollen Männerwelt gefallen. Es ist kein Wunder, wenn die Heirathen immer seltner werden und die Hagestolzen sich vermehren und lediglich durch die Schuld der Frauen. Ja, die Liebe der Frauen gipfelt sich hier fast nur in einem rohen Effect wilder Leidenschaft.

Selbst die Tauben, das Symbol der Unschuld, Freundschaft und der Liebe, habe ich hier nicht so zärtlich schnäkeln sehen, als in andern Ländern. Sie, die mit ihren zärtlichen Liebeskosungen der Menschheit zum Vorbilde dienen, sind hier abstrakter.

Trotzdem es mir in mancher Beziehung gut in San Francisco gegangen war, denn ich hatte mir in 4 Monaten über 200 Dollars reines Geld gespart, verließ ich es doch im Juni desselben Jahres schon und meist wegen den freudlosen, herzlosen Wesen. Ohne Freude und ohne Freunde leben, ist kein Leben.

Meine Fahrt ging nun nach Los Angeles in Süd-Californien.

Los Angeles und Umgebung ist der Garten der Südfrüchte für Nordamerika. Hier gedeihn die schönsten Apfelsinen, Citronen, Feigen, Mandeln u s. w. Hier überwintern Storchschnabel und Oleander im Freien, ja von letzteren stehen zur Zierde an den Gärten ganze Hecken. — Hier und da erhebt sich eine Palme über alle Gewächse, Häuser und Paläste empor wie eine Königin der Pflanzenwelt.

Die Apfelsinen blühen im April, im Juli ist die Frucht in der Größe einer Haselnuß und im Januar werden sie geerntet. Die Citrone ist hier der einzige Fruchtbaum, welcher das ganze Jahr hindurch Blüthen, unreife und reife Früchte trägt.

Nach 8tägigem Aufenthalt fuhr ich nach der 30 Meilen südlich gelegenen großen deutschen Colonie Annaheim. Der Ort liegt in einer Ebene und auf dem fruchtbaren Sandboden befinden sich die herrlichsten Weingärten. Ich betrat mehrere derselben und fand an manchem Weinstock 60 Trauben; darunter gab es mehrere von 1 Fuß Länge und ½ Fuß Dicke. Ein deutscher Winzer sagte mir, daß es hier Trauben giebt, die 8 Pfund schwer werden. Ein Acker Land mit tragbaren Weinstöcken giebt jährlich 100 bis 130 Dollar Ertrag.

Die deutschen Winzer, deren es gegen 80 in der Colonie giebt und aus Rheinländern, Schwaben und Böhmen zusammengewürfelt sind, haben oft nur 25 Acker Land und das genügt bei richtiger Bearbeitung des Bodens, ein sorgenfreies Leben zu führen.

Die Bearbeitung der Weingärten beansprucht weniger Zeit als in Deutschland. Die Stöcke läßt man gegen 3 Fuß hoch werden und die Reben neigen sich unangebunden zur Erde herab. Nur etliche Jahre, so lange der Stock noch schwach ist, erhält er einen Pfahl, dann nicht mehr. Unkraut sah ich nicht, denn dieses wird, wenn die Regenzeit vorüber ist, eingeackert und kann dann im Sommer wegen Trockenheit und Regenmangel nicht wieder aufkommen.

Vor allem rathe ich jedem Norddeutschen sich nach dem Norden von Californien zu wenden. Der Norden ist für uns Deutsche viel gesünder und wir acclimatisiren uns da viel

rascher als im Süden. Wiewohl ich weiß, daß dieser Rath wenig beachtet wird, so muß ich doch bemerken, und bereue es, daß ich mich nicht selbst nach dem Norden wendete. — Ich weiß, der Süden hat mehr Anziehungskraft. Ein jeder Mensch trägt einen poetischen Funken in sich, und wie schön malt sich unsere Phantasie den Süden aus. Wer möchte nicht gern unter Palmen und Feigenhainen oder in Orangegärten wandeln? Sehen wir aber tagtäglich die verlockenden Apfelsinen, Feigen u. s. w. an den Bäumen hängen, so werden sie uns zur Gewohnheit und interessiren uns nicht mehr, als in der alten Heimath die Obstgärten.

Auf meinen verschiedenen Streifzügen gelangte ich endlich nach San Bernardino. Es ist hier die letzte angenehme, fruchtbare Landschaft von Los Angeles nach Arizona. Im Rücken, gegen Norden von San Bernardino, erheben sich kahle unwirthliche Gebirge, die Ausläufer der Siera Nevada. Nur eine Tagesreise von der Stadt findet man in diesen unfruchtbaren Gebirgen die Goldgräber eifrig nach dem edlen Metall suchen. Aber!

So mancher schaufelt Tag und Nacht
Sieht von dem Golde keine Spur,
Oft find' er Regenwürmer nur
Und wird dann höchstens ausgelacht.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Dritter Abschnitt.

Inhalt.

Von San Bernardino nach New-Orleans. — Neuentdeckte Ruinen. — Vierzehn Tage im Hospital. — Forschungsreisen in Kentucky, für Kolonisation. — Ich gründe die Kolonie Friedland. — Verschiedenes. — Ich werde Kolonie-director und Baumeister. — Chicago. —

Von San Bernardino nach St. Louis.

Mittwoch, den 2. August verließ ich San Bernardino und in einem mit Schlafpritschen versehenen Emigrantenzuge fuhr ich den Sandwüsten Arizonas zu. Die Fahrt kostete 56 Dollar für eine Strecke von 2000 Meilen.

Neuentdeckte Ruinen.

Seit längerer Zeit sind in Arizona Ruinen von aus Stein gebauten Städten entdeckt worden, welche offenbaren Aufschluß geben, daß dieser Theil Amerikas vor Tausenden von Jahren schon von einem civilisirteren Volke als die Majas, Azteken oder Indianern bewohnt wurde, welche auf einer höheren Culturstufe standen, und den Archilogen ihre Meinung ist schon lange, daß ihren gefundenen Alterthümern nach, Amerika nicht die neue, sondern die alte Welt genannt werden sollte.

Gegen Mittag erreichten wir Yuma am Colorado River, die erste Stadt von Arizona. Es war hier eine so erstickende Hitze, daß unsere Eisenbahnwagen mit Wasser durchschwemmt wurden. Am Bahnhofe waren sehr viel Indianer, welche dem kriegerischen Stamme der Apachen angehörten. Sie gingen fast nackend und nur um die Schenkel war ein langes Tuch gewunden, von welchem zwei lange Zipfel als Schärpen herunter hingen. Die Männer tragen kohlschwarze, in Locken gedrehte Haare, die weit über den Nacken herabhängen. Dieses waren mehr civilisirte, aber ihre wilden Brüder kämpften gerade zu dieser Zeit gegen die Weißen in den Bergen bei Chihuahua.

Bei Tucson, der Hauptstadt des Staates, ist die Gegend etwas fruchtbarer. Man sieht hier Weizen und Maisfelder, welche bei Bewässerung guten Ertrag geben.

Nach einer achttägigen Fahrt fuhren wir in den Bahnhof von St. Louis ein und ich überließ mich etlicher Ruhetage, bevor ich meine Fahrt auf dem Mississipi antrat. — Mississipifahrten sind schon oft beschrieben und bemerke nur, daß die Strecke bis Neu-Orleans, 1000 Meilen weit, nur 8 Dollar kostete und verbrauchte dazu 7 Tage und 7 Nächte.

Die letzte Nacht vor Neu-Orleans mußte auch ich noch daran glauben, daß, wie es heißt: „Die Schwarzen wie die Raben stehlen." Während ich schlief, hatte mir ein Neger den Hut vom Kopfe gestohlen.

In Neu-Orleans angekommen, begab ich mich zu Herrn Carl Becker, Agent der Deutschen Gesellschaft, um Erkundigung über British Honduras einzuziehen und dem ich auch die beste auf kerniger Wahrheit beruhende Aufklärung verdanke.

Vierzehn Tage im Hospital.

Am zweiten Tage meines Aufenthalts wüthete über den Golf von Mexiko ein Tornato, der auch in Neu-Orleans stark verspürt wurde. Sturm wirkt in der Regel wohlthätig, da er schlechte Dünste vertreibt. Aber wie es schien, war es hier anders. Hunderte von Meilen sind hier Niederungen und Sümpfe und aus diesen kann der Sturm leicht die sich bildenden Dünste weiterführen und Krankheiten (Malaria*) erzeugen.

Ich mußte diese Erfahrung hier machen, denn bei dem Sturm kam es mir vor, als würde Blei in meine Knochen gegossen, so daß fast meine Beine ihren Dienst versagten, mich zu tragen. Anfangs war es mir zum Lachen, aber mein Zustand wurde immer bedenklicher. Ich fühlte mich müde und schläffrig und wenn ich im Bette lag, konnte ich nicht schlafen. Ich verspürte oft Hunger und alles was ich an die Lippen brachte, ekelte mich zum Erbrechen an und dabei war ich gleichgültig gegen alles. Endlich stellten sich Kopf-

*) Malaria (schlechte Luft) entsteht eben nur da am meisten, wo üppige Pflanzenüberreste durch große Hitze in Fäulniß übergehen.

schmerzen ein, die Kräfte nahmen immer mehr ab und mit einem trüben Gemüth brachte des Nachts die Phantasie schreckliche Traumgebilde hervor. Am vierten Tage schleppte ich mich mühsam zu Herrn Becker, denn daß ich nun Fieber hatte, war mir klar. Dieser Herr war auch sofort behülflich, übernahm meine Sachen zur Aufbewahrung und in Begleitung seines Sohnes fuhr ich in das städtische Hospital. Hier lag ich nun mit trüben Gedanken erfüllt, der Gesundheit oder dem Tode entgegen sehend.

Die ersten Tage waren schrecklich. Bald wurde ich von Fieberfrost durchschüttelt, bald von innerlicher kolossaler Hitze gequält, und der Kopf hatte furchtbar zu leiden. Die Aerzte verordnen stets dafür den größten Stimmulant das Chinin an, das auch sofort wirkt. Dreimal des Tages muß man einen Eßlöffel voll in Wasser verschlucken und doch genügen schon etliche Tropfen, einen Menschen bis ins innerste Mark der Knochen zu durchschütteln. — Aber besonders die Hospitalärzte geben deßhalb so starke Dosen, um die Kranken entweder schnell wieder auf die Beine und noch halbkrank aus dem Hospital zu bringen, oder durch die Hölle in den Tod zu jagen, denn diese Medicin gleicht dem höllischen Feuer.

Den dritten Tag schon blieb das kalte Abschütteln aus, hatte aber während dieser Zeit fast nichts gegessen und mußte endlich nach eingenommener Medicin Erbrechen. Dies war das sicherste Zeichen, daß ich davon genug hatte. Doch der unbarmherzige Krankenwärter nöthigte mir immer noch mehr auf, bis ich entschieden erklärte, ich würde eher das Hospital verlassen und auf der Straße sterben, als noch einen Löffel voll solch Zeug nehmen. Mein entschiedenes Auftreten wurde den Hospitalärzten gemeldet und nachdem mich diese untersucht, wurden mir Pillen verordnet, welche angenehmer einzunehmen waren.

Den fünften Tag erschien als tröstender Freund Herr Karl Becker an meinem Krankenlager, mir als Lecture verschiedene Zeitungen überreichend. Noch heute danke ich ihm für diese mir erwiesene Aufmerksamkeit. Denn es ist für einen Gemüthsmenschen, der in einem fremden Lande und unter fremden Menschen krank liegt, äußerst wohlthuend, einen Freund zu sehen, der, wenn der Tod mit ihm spielt, sich seiner annimmt.

Wenngleich man als Kranker nicht zum Lachen aufgelegt ist, so fehlt es aber doch nicht an Scenen, wo man dazu Lust verspürt. In unserm Zimmer lag ein Amerikaner, der des Tags zweimal Anfälle von Irrsinn bekam. Wollte sich sein Geist umnachten, sprang er auf, trat mitten ins Zimmer, hüpfte in raschem Tempo und mit den Armen um sich schlagend, als wollte er eine Polka-Macurka aufführen. Kam er nicht selbst rasch zur Besinnung, den Fächer zu ergreifen, so thaten wir es und fächelten ihm Kühlung zu, denn dieses war ihm wohlthuend. Nachdem oft sehr kurzen Auftritt, zeigte er sich ermattet und verschämt.

Der schwerste Kranke hatte das Sumpffieber im höchsten Stadium, lag schon 14 Tage ohne Bewußtsein, fast ohne Nahrung und war einem Scelett ähnlich. Nur die letzten Tage meines Aufenthalts verlangte er zu Essen, und konnte etliche unverständliche Worte stammeln. —

Ein Anderer war von derselben Krankheit befallen, hatte 12 Tage ohne Bewußtsein und Nahrung gelegen und wurde als Toder in ein weißes Leintuch gewickelt und hinaus getragen. —

In etlichen Tagen erschien Herr Becker wieder und brachte mir zur Erfrischung Früchte, eine Flasche guten alten Wisky mit einem Packet Zucker. Letzterer wurde den Nonnen übergeben, die mir zur Erquickung Punsch davon bereiten sollten, und wirklich belebte und stärkte dieser mehr als Arznei. —

Die hier wirkenden Nonnen werden Schwestern genannt, scheinen aber, da sie nicht streng in Klostermauern leben, die Freiheit zu würdigen. Sie sind angestellt über die Vorrathskammern, Speisen und Getränke zu vertheilen, Samariterdienste zu verrichten, und Kranke und Sterbende zu trösten.

Nach 8 Tagen wurde mir wohler. — Der deutsche Arzt ersuchte mich oft in Garten zu gehen und ich befolgte seinen Rath; Hier spazierte ich zwischen prachtvoll blühenden Blumen und Ziersträuchern, Myrthen und Orangenbäumen. —

Als ich 14 Tage hier zugebracht hatte, war ich soweit hergestellt das Hospital verlassen zu können. Der deutsche Arzt und Herr Becker gaben mir noch den wohlmeinenden Rath nicht nach Centralamerika zu gehen, sondern nach den Norden zu reisen, um meine Natur vollends zu kräftigen, und ich folgte ihnen. —

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Verschiedene kleine Streifzüge die ich nun machen mußte übergehe ich, da sie für den Leser wenig interessantes bieten.

Im October 1883 trat ich wieder in meine alte Stellung in Port Washington, und zwar bis im Mai 1884 um dann nach Kentuky überzusiedeln. —

Forschungsreisen in Kentucky für Kolonisation.

Nach längerer Correspondenz mit Herrn Voigt in Leipzig, für den ich gegen 2000 Acker Land zu einer deutschen Niederlassung aufsuchen sollte, entschloß ich mich, den 17. Mai 1884 von Wiscousin nach Kentucky abzureisen, um das Gewünschte zu suchen.

Die Fahrt nahm per Eisenbahn 1 Tag und 1 Nacht in Anspruch und ich staunte nicht wenig, als ich vor Louisville Kentucky die Bäume im vollen Blätterschmuck sah und das Getreide schon Aehren hatte, während in Wisconsin die Natur noch im Winterschlafe lag. In Louisville nahm ich Logis und fuhr den andern Tag nach Frankfort, Staatshauptstadt von Kentucky, um im Einwanderungsbureau Erkundigung einzuziehen über gute billige Landcomplexe. — Ich traf zunächst den Secretär des Bureaus, Herrn Fellmer, welcher ein Leipziger ist und schon seit 1857 in Kentucky Erfahrungen gesammelt hat und der mir auch in freundlicher gefälliger Weise zur Seite stand.

Das Land sollte für Herrn Voigt der Vorschrift nach guten fruchtbaren Boden besitzen, in anmuthiger, gesunder Gegend liegen, gute Waldung und Wasser haben, ferner sollte es frei von Ueberschwemmungen, Malaria und strengen Wintern u. s. w., aber auch billig sein. Das war natürlich viel verlangt. Man muß jetzt lange suchen, ehe man einen Menschen findet, der alle guten Tugenden in sich trägt. Ebenso schwierig war auch diese Aufgabe, um sie nach Wunsch zu erfüllen. Will man gutes Land hier haben, was alle Vortheile bietet, so kostets manchen mühevollen Weg durch die Wälder, durch Dick und Dünn, den Kleidern zum Schaden, wo man sich nur vorsehen muß, daß die Stiefel nicht zwischen Stöcken und Wurzeln stecken bleiben oder man gar einen Bergabhang hinabrollt und eine unfreiwillige Bekanntschaft mit den Fischen macht.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Von Herrn Fellmer wurde ich nun an verschiedene Landbesitzer geschickt; auch an E. Kuhn, ehemaliger Professor der griechischen Sprache. In seiner Begleitung ritten wir zu H. Craddok, welcher uns seine Ländereien zeigte.

Das Interessanteste was wir im Walde fanden, waren Heidelbeeren, die auf Bäumchen wachsen, und die Bienenzucht. Wenn auch die Züchter sehr nachlässig zu Werke gehen, denn solche primitive Bienenkästchen wie hier, habe ich noch nicht gesehen. Oft war es nur ein ähnliches Kästchen, wie man in Deutschland für die Staare und Sperlinge zusammennagelt. So sah man aber doch, wie günstig der Staat Kentucky für die Bienenzucht ist. Ich habe bei mehreren Farmern gesehen, daß Bienen ihre Häuschen ganz voll von Honig getragen hatten und sich nicht anders zu helfen wußten, als außerhalb am Kasten einige Scheiben Honig anzubauen.

Wir ritten nun unverrichteter Sache wieder zurück. Das Land war wohl fruchtbar und schön, aber zur Anlage einer Colonie, worauf man auf Ausbreitung sehen muß, zu klein und untauglich, und erreichten in stockfinsterer Nacht um 2 Uhr erst unsere Lagerstätte bei Herrn Kuhn.

Den nächsten Tag reiste ich wieder ab, nahm in Louisville abermals Empfehlungsschreiben in Empfang und fuhr damit ab nach Eddyville.

Das Städtchen liegt 182 Meilen westlich von Louisville, eine Viertelstunde von der Bahnstation entfernt und hart am Cumberland Flusse. Mit meinem Empfehlungsbriefe begab ich mich zum General Lyon, wo ich die freundlichste Aufnahme fand. Da nun kein deutscher Mann in der Stadt wohnte, so ließ mich der General in seiner Kalesche auf seine zwei Meilen südlich liegende Farm fahren, die ein deutscher Mann verwaltete, der mir in der Folge als Dolmetscher und Führer diente. Wir fuhren in einem Thale den Fluß entlang, zur Linken kleine Berge, in dem Thale üppige Felder, dann und wann ein Farmhaus. Endlich hielt der Kutscher vor einem palastartigen Hause an und ich wurde H. Rosenbaum als Gast, auf Gen. Lyons Rechnung übergeben.

Nach einem erquickenden Schlaf erschienen wir wieder in Eddyville. Gen. Lyon erwartete uns schon vor dem Hotel; unsere schweißtriefenden Pferde führte der Hausknecht in den Stall und uns führte der General in die Bierstube. Hier

bestellte er etliche Flaschen Bier, trank und unterhielt sich mit uns auf die gemüthlichste, angenehmste Weise. Es ist ein schöner Zug der Amerikaner, daß auch der reichste Mann keinen Stolz zeigt. In feinsten Kleidern verkehren sie auf gleichem Fuße mit Arbeitern, und wenn dieselben auch nur einen Leinwandanzug tragen. So auch der Gen. Lyon. Er ist ein kräftiger, stattlicher Mann, mit geistreichen Augen, strammer Haltung und feinen Maniren. Auf den ersten Augenblick erkennt man in ihm den Politiker und Weltmann. Im letzten Kriege führte er ein Kommando bei den Konförderirten, stand auf Gen. Lee's Seite und stritt gegen die Unionstruppen. Von Gen. Grant geschlagen, mußte er sich von Mississippi nach Mexiko flüchten, und ist auf dieser Flucht 1000 Meilen ohne Aufenthalt geritten.

Den dritten Morgen 7 Uhr standen wir wieder reisefertig vor dem General. Er ließ drei Pferde satteln und vertheilte dieselben nach der Größe der Personen. Rosenbaum ritt einen hohen Schimmel, ich einen kleinen, strammen Fuchs und Herr George Catlett, ein sehr galanter junger Kaufmann, der uns diesmal als Führer diente, einen mittelmäßigen Braunen. Diese Expedition galt Capt. De Grafenried und wir mußten über den Cumberland mit Fährboot fahren.

Gegen 3 Meilen ritten wir in südlicher Richtung den Fluß hinauf. Das Land ist hier so fruchtbar wie im Nil Delta. Wohin das Auge blickt, zeigt sich eine üppige Vegetation. Hier lagen die prachtvollsten Mais- und Tabakfelder mit fruchtverheißender Ernte. Einen Waldweg verfolgend, erreichten wir nach $1^1/_2$ Stunden den Besitzer des Landes, welcher uns nun begleitete. 7000 Acker Land sind nicht gleich durchritten und es kostete manchen Tropfen Schweiß bei solcher Hundstagshitze. Oft waren die Wege schlecht, oft gab es gar keinen und wir mußten nur einen Steg verfolgen, den die Hirsche getreten hatten. Bald mußten die Pferde über Wurzeln und gefallene Baumstämme steigen, bald durch Bäche, bald bergauf, bald bergab. Mein Fuchs stolperte in ein Loch hinein, stürzte nieder, stand aber rasch wieder auf und ich blieb unversehrt im Sattel sitzen. — Unser Heimweg führte wieder durch einen schönen Urwald, die Stämme stark und schlank, so daß gegen 5 Klötze aus einem Baume gesägt werden können. Hie und da laufen Schweine und Rindvieh

halbverwildert im Wald herum; sie suchen sich ihr Futter im Sommer wie im Winter selbst. Der Besitzer des Landes erzählte uns, daß er vor zwei Jahren eine Kuh eingebüßt habe in Folge der Geburt eines starken Kalbes. Das Kalb habe er nach Wunsch laufen lassen; bald habe er es nicht wieder gesehen und für todt gehalten. Etliche Tage vor unserer Ankunft habe er es auf einem abgelegenen Platz im Walde wieder gesehen, gesund, groß und in Begleitung eines Kalbes. Um 8 Uhr standen wir wieder vor Gen. Lyon und konnte ihm frei sagen, daß sich dieser Complex mit seinem fruchtbaren Lande vortrefflich zu einer deutschen Colonie eignen würde.

Ich fuhr nun wieder in mein Hauptquartier und von da nach Mt. Sterling.

Sonnabend, 10. August, früh 5 Uhr wurde mir schon ein Reitpferd vorgeführt, ritt allein 7 Meilen südlich, bis zum Landvermesser, Herrn Henderson. Soweit war prächtige Chaussee, aber bald ritten wir über einen sehr steilen Berg, wo ich glaubte, ich würde rücklings über den Sattel rutschen, oder die Pferde würden sich überschlagen, aber sie kratzten, den Kopf vorgestreckt und zur Erde geneigt, sich wacker hinan. Nun führte der Weg 10 Meilen weit eine steile, schauerliche Thalschlucht hinab, wo ich nicht anders glaubte, als ginge es den geraden Weg zur Hölle und zum Teufel und seiner Großmutter, und glaubte sicher denselben Abend die Baubo und andere Hexen auf Schweinen und Besenstielen reiten zu sehen. Der Weg war so halsbrecherisch und mich dauerten die edlen Pferde. Ohne die vielen Löcher, die wir zu passiren hatten, führte der Weg in einem Bache fort. Endlich war das Thal alle, und da wo sich Thäler und Wege kreuzten, schwenkten wir links ab und ritten das Red River Thal östlich hinauf. Wir waren nun in Powell County. Hier sah ich auf dem Wege etliche Radieschen liegen, das erste Kennzeichen gut cultivirten Landes, das mir neue Hoffnung einflößte und bald lagen auch in einem Thalkessel etliche schöne Farmhäuser mit herrlichen Feldern umgeben vor uns. Wir ritten vorbei — das Thal wurde immer enger. — Rechts und links Gebirgsketten und darüber ragten Bergspitzen empor, imponirend wie der Pik von Teneriffa. Endlich in einem kleinen Thalkessel mit Seitenthälern schwangen

wir uns von unseren Pferden, und waren auf dem Landcomplex angelangt. Herr Henderson und die Pferde überließen sich der Ruhe von dem angestrengten Ritt, wärhend der Farmer und ich zu Fuß das Land in Augenschein nahmen. Wir wendeten uns zunächst nördlich, fuhren in einem ausgehöhlten Baumstamme über den Fluß und gingen das Red River Thal hinauf, einen Reitweg verfolgend. Am Flusse entlang waren ungefähr 100 Acker ebnes, gutes Bottomland, das andere hohe schwer zugängliche Gebirge, und hie und da ragte kühn und trotzig ein Felsenkoloß hervor. Als wir ungefähr eine Meile gegangen, ritt an einem Felsenvorsprung einer reizenden Fee gleich ein junges Mädchen auf einem schneeweißen Schimmel uns entgegen. Hatte mich erst der Anblick der Radieschen erquickt, so erquickte mich der Anblick noch viel mehr.

Wenden wir uns nun wieder zu unseren Felsen und Waldbäumen, denn nur zu rasch verschwand die schöne Erscheinung unseren Blicken. Die tausendjährigen Eichen hingegen blieben stehen, lassen sich bewundern, halten still. O! könnten sie sprechen diese Riesen des Waldes. Sie würden uns erzählen von den Kriegen der ehemaligen wilden Indianer, und von den seltsamen Festen, wenn sie um ihre Freudenfeuer tanzten. — Wir gingen denselben Weg wieder zurück, vor dem Blockhaus vorüber, das auf einem von Aepfelbäumen umgebenen Hügel stand und wandten uns südöstlich in ein anderes Thal. Ein herrlicher Bach floß mitten durch dasselbe, und an weichen, sandigen Stellen sahen wir deutlich abgeformte Bärentatzen. Rings um uns war Waldung mit kolossalen Bäumen. Mein Führer schnitt ein kleines Bäumchen ab, bog es mit Leichtigkeit um seinen Arm und überreichte es mir mit den Worten: „Das ist Leaderwood, (Lederholz). Es ist ebenso biegsam und gefügig wie Leder. Die Indianer benutzten es zu verschiedenen Zwecken. Aber wie interessant und nützlich dieses Holz ist, ebenso selten ist es auch. Nur in tiefen Thal-Schluchten, auf fettem Schwemmland, zwischen hohen, uralten Bäumen, die keinen Sonnenstrahl durchlassen, findet man es.“ — Als mein Führer sah, daß ich Interesse daran fand, behielt er sein Messer in der Hand, sah sich in der Nähe um, schritt auf ein kleines Bäumchen zu, schlitzte davon ein Stück Schaale ab und hielt mirs mit

den Worten unter die Nase: „Das ist Birch, (Birke). Der Geruch war aber so aromatisch, lieblich und stark, daß er ein fast den Athem versetzt. Aus dieser Rinde und Wurzel wird Thee gemacht, und die äußere Rinde ist so buntfarbig wie der Rücken einer Klapperschlange. Wir gingen weiter, das Thal wurde enger, düsterer, unheimlicher und mit jedem Augenblicke glaubte ich, wir könnten noch Bekanntschaft mit Bären machen; denn abermals sahen wir Tatzenspuren, auch andere Merkmale von Bären, die ich aber nicht genauer beschreiben will. Wir bekamen aber keinen solchen Lümmel zu Gesicht.

Der Abend dämmerte schon, als wir das Blockhaus betraten und eine prächtige Abendmahlzeit, die ich hier nicht erwartet hatte, stand auf dem Tische, mit dem hier nirgends fehlenden Honig. Nach der Tafel setzten wir uns zum Feuer an's Kamin, denn in den waldigen Thälern ist es des Nachts stets angenehm frisch.

Den nächsten Morgen 6 Uhr bestiegen wir unsere Pferde wieder, um zurück nach Mt. Sterling zu reiten.

So interessant das Thal auch war, ist es doch zur Anlage einer Colonie das Land nicht zu empfehlen. Von den 5000 Acker sind kaum 2000 Acker culturfähig, das andere muß unbenutzt liegen bleiben. Wer das Land des Holzes wegen kaufen und verwerthen kann, für den ist es fünf Dollars per Acker werth. Ich weiß aber nicht, wie ich die kolossalen Stämme aus diesem Berg- und Felsenlabyrinth hinaus schaffen sollte.

Um 2 Uhr war ich wieder in Mt. Sterling und hatte die 30 Meilen zurückgelegt. Setzte mich um 3 Uhr auf die Eisenbahn, und war Abends 8 Uhr in Louisville.

Ich hatte nun Kentucky ein viertel Jahr bereist, führte hie und da ein herrliches Leben, hatte aber auch dabei viel auszustehen. Mehrmals langte ich erst Nachts ein Uhr von einer Expedition zurück, mit blutig, aufgerittenen Beinen. Nur wer die hiesigen Verhältnisse kennt, kann sich eine Vorstellung machen, wie schwierig es ist, einen Landcomplex zu suchen, der alles vereint in sich trägt, was zu einer deutschen Niederlassung erforderlich ist.

Als ich mich nun abgemüht und für Wohlergehen und gutes Fortkommen gesorgt und bestimmt hatte, daß Herr

Voigt seine Colonie, eine Stunde von Eddyville, Lyon Co., Ky., gründen sollte und der Tag herankam, da Herr Voigt den 15. September mit dem Dampfer Hapsburg in Baltimore landen sollte, erhielt ich die betrübende Nachricht, daß er wegen Krankheit seiner Gattin die Reise aufschieben mußte und vielleicht erst nächstes Frühjahr kommen würde.

Ich gründe die Colonie Friedland.

Den zweiten Tag darauf bestellte ich Herrn Fellmer zu mir. Ich holte ihn vom Bahnhof ab, und indem ich ihm die Hand reichte, sagte er: „Nun Sie sind schöne hineingefallen.“ Wir berathschlagten nun was zu thun sei. Sollten wir die viele Mühe als ganz unnütz betrachten? Das ging fast unmöglich; und so machte ich den Vorschlag, auf eigne Faust eine Colonie zu gründen. Sofort war Herr Fellmer damit einverstanden, und fertigte mir ein Empfehlungsschreiben an den Landbesitzer aus. Zu gleicher Zeit hatte ich auch Herrn Kuhn bestellt, und reiste mit diesem den andern Tag nach Lyon County ab. Wir unterhandelten nun mit den Landbesitzern Capt. de Grafenried und Herrn Pritschett, und reservirten durch einen Contract 7000 Acker Land, welches benannte Herren im Preise von 1 bis 12 Dollars per Acker zur Gründung einer deutschen Colonie abzulassen sich verbanden. Dieses mußte geschehen, weil die Herren später, wenn eine Anzahl Ansiedler darauf sind, vielleicht einen höheren Preis verlangt haben würden.

Der ganze Complex gewährt einen reizenden Anblick, wird von flachen, breiten Thälern durchzogen, in welchen Quellen und Bäche vorhanden sind. Wilde Pflaumen- und Aepfelbäume wachsen überall, ja man trifft oft ganze Haine davon an. Ebenso der Wein. Die Ranken schießen üppig an den Baumstämmen hinan und hängen an den Stämmen, wie Taue an den Masten eines Oceandampfers. Oben breiten sich die Reben aus, verschlingen sich mit anderen Bäumen und bilden wildromantische Lauben. Im Herbst werden hier viel Trauben gesammelt und schmecken sehr angenehm. Die ganzen 7000 Acker bilden einen einzig schönen Wald. Nur hie und da trifft man eine Klärung an, welche den Landbesitzern gehört. Im Walde findet man gegen 6

Gattungen von Nußbäumen. Das kostbarste Holz liefert der Schwarzwallnußbaum, aus welchem die feinsten, theuersten Möbel fabricirt werden, und Hickory, welches in diesem Lande das festeste Holz und hauptsächlich zu Axtstielen, Ackerbau-Geräthe, Wagen, Kutschen u. s. w. verwendet wird. Ferner giebt es 8 Gattungen Eichen, von welchen die Weißeiche das beste und sehr gesuchte Holz liefert. Nur die schattenreiche, großprahlerische Sykamore, welche ihre Aeste gleich Polypenarmen ausstreckt, ist zu weiter nichts zu verwerthen als zu Feuerholz.

Verschiedenes.

Viele, die auswandern wollen, stellen es sich zu schwer, wieder Andere zu leicht vor, in den Wäldern Amerika's ein Heim zu gründen. Für Ackerbauer, welche aus einer sehr fruchtbaren Gegend kommen und hier geringes Waldland kaufen, ist der Anfang schwer, aber wenn auch der Boden nicht so fett ist, wie er in Arkansas sein soll, wo man, um Lichter zu ziehen, nur den Docht in den Dreck zu tunken braucht, so kann doch Mancher durch Ausdauer und Fleiß vorwärts kommen.

Zu leicht stellen es sich gewöhnlich solche vor, welche vorzogene Muttersöhnchen gewesen sind. Menschen, welche nicht soviel Geschick und Kraft besitzen, um ein Talglicht richtig ausblasen zu können, passen nicht in die Wälder Amerika's.

Vor allem muß man Lust und Liebe zum Landleben haben, sich zwingen ist ebenso verkehrt, als wer eine Braut nimmt, zu der er keine Liebe hat.

Liebe, die nicht zu Herzen spricht,
Gleicht einer Lampe ohne Licht.

Aller Anfang ist allerdings schwer und so wird hier Mancher im Walde stehen, wie Adam und Eva, und da auch noch mit Unterschied. Gott führte sie in ein Paradies, ein Ansiedler muß sich's aber erst gründen. Es wird ihm deßhalb auch nicht ergehen wie der naschhaften Eva, daß sie vertrieben werden, denn sie können anfangs von keinen verbotenen Aepfeln naschen; höchstens Holzäpfel, aber die haben weder verlockendes Ansehen noch paradiesischen Geschmack.

Um sich einen schönen Wein- und Fruchtgarten zu verschaffen, sollte man eigentlich das Waldland von Baumstümpfen frei machen. Dieses ist sehr anstrengende Arbeit, aber man macht es sich hier viel leichter. Der Amerikaner ist in solchen Sachen praktischer und erfahrungsreicher. Der „Sientific American“ erkärt, wie man Baumstümpfe am besten los werden kann, wie folgt:

„Im Herbst bohre man ein Loch, ein oder zwei Zoll im Durchmesser, nach dem Umfang des Stumpfes, senkrecht in die Mitte desselben hinein, ungefähr 8 Zoll tief. Thue ein bis zwei Unzen Salpeter hinein, fülle das Loch mit Wasser und schließe es mit einem Keil. Im folgenden Frühjahr nehme den Keil heraus, gieße ungefähr eine halbe *Gill Kerosinöl hinein und zünde es an. Der Stumpf wird wegglimmen ohne hell zu brennen, bis selbst die Spitzen der Wurzeln verbrannt sind, nichts als Asche zurücklassend“

Mit Waldland, welches zu gewöhnlichen Feldern hergerichtet werden soll, verfährt man noch viel einfacher. Bäume und Sträucher werden abgehauen, Nutz- und Brennholz weggefahren, alle Aeste u. s. w. über Haufen geworfen und an Ort und Stelle verbrannt. Das Land wird dann ohne weiteres gepflügt. Wurzeln und kleine Stöcke wirft der Pflug rechts und links heraus; den großen Stümpfen weicht man natürlich ein wenig aus; sie werden mit jedem Jahre kleiner, verfaulen in 3 bis 10 Jahren je nach ihrer Größe ganz und das Land ist völlig rein.

Ich werde Colonialdirector und Baumeister.

Die Landbesitzer De Grafenried und Pritschett, welche mich mit Emil Kuhn als Gründer und Director der Colonie Friedland eingesetzt hatten, schenkten mir laut Contract 50 Acker Land mit der Bedingung, daß ich 3 Jahre darauf wohnen und für die Entwicklung und das Gedeihen der Colonie thätig sein sollte.

Ich gab mich auch der Sache mit vollem Eifer hin. — Umzäunte 3 Acker von meinem Land, schlug die Bäume nieder, und baute mir ein hübsches anständiges Häuschen

*) Vier Gills sind 1 Pint und 1 Pint wiegt 1 Pfund.

drauf. Ich war Baumeister, Zimmermann, Maurer, alles in einer Person, kurz, ich baute mein Haus selbst ohne fremde Hülfe. Nur etliche Stunden half mir De Graffenried mit seinem Knecht beim Aufrichten und Zusammenfügen der größeren Balken. Trotzdem ich alles selbst verrichtet hatte, kosteten mir die Auslagen zum Bau doch 30 Dollar und zwar 10 Dollar für Thüren und Fenster, 15 Dollar für Bretter zu Fußboden und Decke und 5 Dollar für Schindeln zum Dach. — Während dem Bau, welcher zwei Monate in Anspruch nahm, ließ ich den Waldboden aufbrechen, pflanzte Kartoffeln, Welschkorn, Tabak, Sonnenrosen, Bohnen, Gurken, kurz alles, was in einen Gemüsegarten gehört. Herr Fellmer in Frankfort machte mir eine Anzahl von veredelten Aepfel-, Birn-, Kirsch-, Pflaumen- und Pfirsichbäumchen, sowie Weinstöcke, Erdbeer-, Himbeer-, Stachelbeer- und Johannisbeersträucher zum Geschenk, aus welchen ich neben meinem Hause einen herrlichen Fruchtgarten anlegte. — Alles gedieh prächtig und jeder Nachbar oder Fremde, der vor meinem Heim vorüber ritt, ließ sein Auge mit Wohlbehagen darauf ruhn. Besonders war es mein Haus, welches ringsum von Lorbeereichen umschattet, einem Jeden gefiel. Ich hatte es nach eigner Construction erbaut und die Stämme, welche die Wände des Hauses bildeten, nicht der quer übereinander gelegt, sondern aufrecht stehend dicht aneindergezimmert, was einen schönen Anblick gewährte.

Es war ein herrlicher Sommeraufenthalt, den ich nun hier verlebte, mitten in dem grünen schönen Urwald. Wohl war ich einsam und allein, mußte neben meiner Feldarbeit auch Kochen, Backen und Waschen und nur 15 Hühner und 3 Schweine waren meine Hausthiere, welche mir mit den Gewächsen in meiner Pflanzung Freude und Vergnügen gewährten.

Der Herbst kam heran mit seinen kühlen Nächten — ich erntete meinen Tabak, Mais u. s. w. ein, aber ich sah auch ein, daß ich bei so wenig kultivirten Lande ohne Zugthiere und Ackergeschirr nicht fortbestehen konnte. Meine Mittel erlaubten es mir nicht, solches anzuschaffen, und Forthülfe, welche mir anfangs versprochen wurde, ließ man mir nicht angedeihn. Mit bloßer Axt und Hacke kann ein Ansiedler

im Urwald nie und nimmer bestehn, er muß trotz seines Fleißes zu Grunde gehn.

Auch Kuhn machte mir Vorwürfe und die Ursache war die, weil Karl Voigt das Land, welches ich für ihn ausgewählt, nicht gekauft hatte, woran ich jedoch nicht den geringsten Theil der Schuld trug. Von da an nahm ich mir jedoch vor, die Colonie zu verlassen.

Im November sattelte ich ein Reitpferd, packte meine Habseligkeiten darauf und verließ auf immer mein Heim. Ich ritt nun nach Eddeville und fuhr per Bahn nach Louisville.

Wohl hatten mir die Landbesitzer für mein Haus und Land eine Entschädigung versprochen, aber erhalten habe ich nichts. Aus meinem Hause ist später das Schulhaus gemacht worden und mein Land ist dem Besitzer wieder zugefallen. Die Colonie besteht und es befinden sich gegen 10 Familien darauf; aber den Namen Friedland, den ich ihr gab, verdient sie nicht, denn es wird nie Friede dort herrschen. Schon kurz nach meinem Abgang wurden die Landpreise von 12 auf 20 Dollar erhöht und andere Zwistigkeiten traten ein.

Chicago.

Den 8. März 1886 verließ ich Louisville, traf den 10. März früh 8 Uhr in Chicago ein, und um 12 Uhr hatte ich schon Arbeit erhalten in der Erntemaschinenfabrik von Mc. Cormik. Ich blieb daselbst bis ich auf eine Einladung des Schriftstellers Herrn Heinrich Lemcke wieder nach Kentucky verreiste.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Vierter Abschnitt.

Inhalt.

Wanderungen durch die Süd=Staaten der Union. — Pinneville. — Wahoo. — Mondscheinler. — Chattanoga. — In der Lokout Mountain=Höhle. — Unter Mondscheinlern. — Die Bewohner des Cumberland=Gebirges. — Von Richardson nach Chicago. — Ich gründe die Colonie Fruitland. — Der Duck=Lake, ein Idyll. — Ein Winter am Duck=Lake. — Die Besiedelung Amerikas. — Zum dritten Mal in Chicago. — Heimkehr.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

Am 15. Mai reiste ich trotz Schneegestöber, welches eigentlich nicht in diese Jahreszeit mehr hinein paßte; von Chicago ab, um mit dem Schriftsteller Herrn Heinrich Lemcke eine Inspectionsreise zu unternehmen.

Das Dampfroß führte mich zunächst nach Cincinati, der sogenannten Königin des Westens. Hier nach 12stündiger Eisenbahnfahrt angelangt, bestieg ich ein Dampfboot und fuhr den schönen Ohio-Fluß hinauf und landete nach einer Tagesfahrt in Maisville Kentucky.

Welch ein Unterschied ist hier im Geschäftsleben gegenüber dem Chicago's und anderen westlichen Städten. Während sich dort fast Alles beeilt, geht hier fast Jedermann seinen gemüthlichen Schlendrian und läßt uns schon von der Trägheit der Südstaatler einen unangenehmen Vorgeschmack bekommen.

Nur eine Nacht blieb ich hier, dann trug mich das Dampfroß durch die berühmte Blaugraß-Region und nach mehrstündiger Fahrt erreichte ich das Ziel meiner Reise. Vor unseren Blicken breitete sich ein prachtvolles Panorama aus; ein meilenweiter Thalkessel, von Hochgebirgen umgeben und in der Mitte das alte Pineville.

Pineville.

Die Stadt, wenn man sie so nennen darf, besitzt nur eine Straße, an welcher rechts und links gegen 100 einstöckige hölzerne Häuser stehen.

Auf meinen Spaziergängen traf ich auch ganze Wäldchen von Magnolien.

Wahoo.

Der Kentuckyer nennt sie Wahoo, denn diesen Namen haben ihnen die Indianer gegeben. Die Bäume sind groß und schön. Schon ihre 1 Fuß langen Blätter üben Anziehungskraft aus, aber noch mehr ihre duftenden Blumen, welche grosze Aehnlichkeit mit weißen Kamelien haben, nur daß die Blüthe der Magnolie viel größer und fleischiger ist. Das größte Erstaunen erregte bei mir eine Art Ahornbäume, die tausende von Blüthen trugen. Die Blumen hatten ganz die Gestalt und Größe der Tulpen, wie man sie in den Gärten in Deutschland trifft.

Mondscheinler.

Mein nächster Spaziergang war zu Herrn Rennebaum, welcher eine Dampfsägemühle besitzt. Um zu ihm zu gehen, mußte ich über den Cumberland-Fluß. Ein Nigger fuhr mich hinüber, aber sein Kahn bestand nur aus einem ausgehöhlten Baumstamm und die Stelle der Ruder vertrat eine Art kurzer, großer Holzlöffel. Nachdem er mich hinüber „gelöffelt", erfuhr ich von Herrn Rennebaum gar seltsame Geschichten und besonders über Mondscheinler, von welchen es hier noch viele giebt. Wer hat nicht schon von diesem seltsamen Völkchen gehört oder gelesen? In einer schwer zugänglichen, abgelegenen tiefen Bergschlucht oder einem Thalkessel, wohin keine Wege führen, da leben sie in ihren primitiven Wohnungen gleich halbwilden Menschen. Hier brennen sie des Nachts ihren Whisky, um die hohen Steuern zu hintergehen. Gräuliche Geschichten werden von ihnen erzählt und es heißt, wehe dem Jäger oder Wanderer, der sich in ihre Schlupfwinkel verirrt! Ihrem Schwur getreu sollen sie jeden Menschen tödten, der es wagt, ihre Hütten zu betreten. —

Herr Rennebaum lächelte über meine Aussagen und sagte: „So schlimm ist's nicht; gar nicht weit von hier giebt's welche." Er biß sich aber sofort auf die Zunge und schwieg. Auf meine Antwort: „Wenn's nicht schlimm ist, bitte gehen sie mit mir hin, ich will sie sehen," zog sich wieder ein verschmitztes Lächeln um seinen Mund und er

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

sagte: „In ihre Behausung kann ich Sie nicht führen, die weiß ich nicht, aber die Art und Weise, wie Sie Whisky von ihnen bekommen können, weiß ich sehr gut.

Es giebt an den Landstraßen so eine Art Stelldichein. — An irgend einem großen Baume, Felsen ꝛc. haben sie ihre Plätze, ihre Zeichen; aber diese Plätze, diese Zeichen muß man eben kennen und verstehen. Nehmen Sie ein Faß oder einen Krug, stellen Sie solches bei ein derartiges Stelldichein, legen Sie Geld dazu und gehen Sie dann auf kurze Zeit schweigsam fort, so können Sie versichert sein, daß Sie nach ihrer Rückkehr den schönsten stärksten Whisky dafür finden. Der Verkäufer (Mondscheinler) ist in der Nähe nicht zu sehen, aber er beobachtet Sie aus einem Versteck in der Ferne. Gehen Sie wieder schweigsam ihrer Wege, ohne sich um etwas Anderes zu bekümmern, so kommen sie recht gut mit diesen Leuten aus.

Wollen Sie aus Neugierde in ihrer Behausung, ihre Destillationswerkzeuge sehen, so weiß ich nicht. — Glauben die Mondscheinler einen Regierungsbeamten vor sich zu haben, so machen sie allerdings kurzen Proceß; das Paffen geht loß. Waffen haben sie, und gute Schützen sind's auch, aber gewöhnliche Landleute und Handwerker brauchen sich keiner unnöthigen Furcht hinzugeben."

Herr Rennebaum beschäftigt gegen 15 Arbeiter und der Lohn variirt von $1^1/_4$ bis 4 Doll. per Tag. Sein Compagnon soll 80000 Dollars in Holz angelegt haben. Die Mühle liegt hart am Fluß und vermittelst einer Kette mit Haken werden die Hölzer per Dampf in etlichen Minuten aus dem Fluß bis an die Säge gezogen und diese schneidet einen Baumstamm binnen einer Viertelstunde in Bretter, Latten ꝛc., Klötzer unter $1^1/_2$ Fuß im Durchmesser werden noch gar nicht geschnitten. Für einen Klotz über 2 Fuß Dicke zahlt man für Pappel oder Eiche gegen 5 Dollar, Wallnuß schon 30 Dollar.

Den nächsten Tag traf ich endlich den Schriftsteller Herrn Heinrich Lemcke mit seiner Frau, welcher mich hierher bestellt hatte und machte eine Spazierfahrt mit ihm in ein Seitenthal. Das wenige cultivirte Feld, was sich hier in dem Thale befand, war aber sehr mangelhaft bestellt und ausschließlich mit Mais bepflanzt. Dieser Mais ist ihr Ein

und Alles, ja er giebt ihnen Alles, was sie zum Lebensunterhalt brauchen. Vor Allem giebt er ihnen das tägliche Brod, an dem sie sich sättigen von der Kindheit bis zum Sterbetage. Seine liebsten Hausthiere sind ein Rudel Schweine. Diese nähren sich monatelang in den Eichenwäldern, wachsen, gedeihen und vermehren sich, werden aber nicht so fett, wie sie oftmals wünschten. Um das Fetterwerden zu erlangen, geben sie denselben mehrere Wochen eine Nachspeise in der Gestalt der unentbehrlichen Maiskolben. So giebt ihnen ihr Mais auch den Speck und nun haben sie Alles, weiter brauchen sie fast nichts. Die wenigen Dollars, die sie für Kaffee und Kleidung jährlich ausgeben, bringt ihnen ein überzähliges Schwein ein. Bier kennt man im Cumberland-Gebirge noch nicht, aber desto besser den Whisky und diesen erhalten sie wieder durch ihren Mais. Hat ein Farmer kein Geld und sehnt sich nach einem Trunk Whisky, so nimmt er einen Sack voll Mais, stellt ihn an ein bestimmtes Stelldichein und erhält dafür den schönsten Whisky.

Mir wurde, nachdem ich 8 Tage in Pineville verbracht, der Abschied nicht schwer, trotzdem ich für Naturschönheiten sehr eingenommen bin. Ich freute mich von Herzen auf andere Nahrungsmittel, denn hier giebt es weiter nichts als früh Kaffee, Brod und Speck, zu Mittag (zur Abwechselung wenigstens auf dem Papier) Brod, Kaffee und Speck und Abends Speck, Brod und Kaffee. So lebt der Kentuckyer Tag für Tag, Jahr ein, Jahr aus.

In Corbin angekommen, schwenkte Herr Lemcke rechts ab, während ich links dem Süden zufuhr. Ich berührte die Städte Jelico, Knoxville und war nach 12stündiger Fahrt in dem berühmten Chattanoga im Staate Tennesee.

Chattanoga.

Chattanoga liegt in einem großen, vielgestaltigen Thalkessel, welcher von malerischen Gebirgszügen umgeben wird. An der östlichen Seite der Stadt fließt der Cumberland-Fluß, auf welchem auch Dampfschiffe fahren.

Etwas Anstößiges sind die vielen Nigger. Sie lungern heerdenweise auf den Straßen oder in und vor ihren Häusern herum. Nachdem sie vom Sclavenjoch befreit sind, genießen

sie ihre Freiheit auf eine falsche Art. Sie glauben, daß sie sich nun auch die Freiheit nehmen dürfen, die Herren zu spielen. So verbummeln sie ihr Leben ohne Zukunftsfilder, ohne auf's Alter zu denken. Die Mehrzahl geht schmutzig, in zerrissenen Kleidern und bewohnen die armseligsten Holzhäuschen.

Vor ihren Hütten sieht man auch nie ein Gemüse- oder Blumengärtchen. Nur auffallender Weise in demselben etliche Sonnenrosen; diese sind von Unkraut umgeben und damit begnügen sie sich.

Oft sieht man sie vor ihren Häuschen die Guitarre spielen, ein Zeichen, daß sie musikalischen Sinn haben, und ihr eintöniges Geklimper versetzt sie in Entzücken. — Mich aber nicht.

Drückt sie der Schuh irgendwo, so schneiden sie mit dem Messer einen Schlitz in denselben, unbekümmert darum, ob Fleisch oder Strümpfe hervorlugen. Trotzdem es unter den Negern viele giebt, welche ungebildet und roh sind, so ist doch die Mehrzahl von gemüthlichem, herzlichen Character. — Die Frauenzimmer verschwenden oft ihr ganzes Geld in noblen Kleidern, trotzdem es den Anschein hat, als ob dieselben gar nicht für sie paßten. Schwarz, Grau und Braun steht ihnen gut, aber abscheulich stehen ihnen die hellen Farben wie Gelb, Roth, Blau und gerade ziehen sie letztere vor.

In der Lokout Mountain-Höhle.

Den ersten Juli benutzte ich zu einem Spaziergang nach der 3 Meilen entfernten Lokout Mountain-Höhle und zwar in Begleitung meines Schlafcollegen, Herrn Rudolph Ganschow, einem soliden, nobeln Manne, dem man es anmerkte, daß er auch noch nicht lange aus dem Norden nach dem Süden gekommen war.

Wir benutzten die Pferdebahn, mußten aber noch $^1/_2$ Stunde laufen und erreichten schweißtriefend, an einer hohen steilen Felsenwand, die berühmte Höhle.

Nachdem wir uns abgekühlt hatten, traten wir in den Eingang der Höhle. Der Luftzug war aber so kalt, daß, da wir sehr erhitzt waren, sofort zurücktraten. — Nach gehöriger Abkühlung und Bezahlung von 35 Cent erhielten wir eine

Laterne und einen Draht, erstere als Leuchte, zweiteren als Führer in die Hand. Den Draht, welcher an den Felswänden befestigt ist, hat man deshalb, um sich nicht zu verirren. Es ist schon vorgekommen, daß Menschen tagelang in der Höhle herumirrten, ohne den Ausgang zu finden. Herr Ganschow ging anfangs mit der Laterne voraus, doch nach ungefähr 5 Minuten Weges drehte sich die Höhle von Süd nach Nordwest. Hier sagte Herr Ganschow, die Höhle ist alle, wir wollen umkehren, ich sehe auch den Draht nicht mehr, wir haben uns schon verirrt. Ich nahm jetzt die Laterne, fand bei einer Wendung an einem Felsblock den Draht und ging nun, den Telegraph nie aus den Augen lassend, voraus.

Trotzdem draußen die Sonne ihre Strahlen glühend heiß auf die Erde warf und wir in angenehmer kühler, immer sich gleichbleibender Temperatur hinschritten, darf man nicht glauben, daß es ein angenehmer Spaziergang war. Wenn sich auch die Höhle mehr trocken als schlüpfrig hält, so muß man doch über Steingerölle, sogar über Felsenblöcke bald auf-, bald abwärts steigen und an gefährlichen Felsenritzen und Abgründen vorbei, wobei man alle Gewandheit, Vorsicht und Kraftanstrengung anwenden muß, um nicht zu verunglücken. — Bald ist die Höhle so weit, daß 10 Mann neben einander gehen könnten und auch haushoch; aber nur auf ungefähr 50 Schritt, dann engt sie sich wieder so sehr zusammen, daß nicht zwei Mann neben einander gehen können, ja und einmal sahen wir nur ein kleines Loch vor uns und hier mußten wir, um durchzukommen, die Hände mit zum Laufen nehmen. Die Höhle erweitert sich allerdings wieder, aber man weiß oft nicht, über welche Felsenblöcke man vorwärts kommen soll und so standen wir oftmals unschlüssig da; aber die Sehnsucht, den Fluß zu sehen, der 3 Meilen weit hinten fließt, trieb uns vorwärts. Endlich hatten wir es satt; vor einem wirren Felsenchaos, durch welches Ganschow keine Lust hatte durchzuklettern, kehrten wir um. Wenn auch über etliche Schluchten Bretter gelegt sind, so kann man doch leicht bei einem Fehltritt verunglücken. Es zweigen auch Höhlen seitwärts ab und wehe dem, der sich verirrt. Beamte vom Staate sind 13 Meilen vorwärts geschritten, ohne das Ende zu finden.

Wegen Abreise begab ich mich zeitig schlafen, hatte aber die Rechnung ohne den vierten Juli*) gemacht; denn derselbe wird auch hier gehörig gefeiert. Kaum war ich im Einschlafen begriffen, da donnerten Kanonen, Büchsen und Revolver, kurz, wer ein Schießeisen hatte, der schoß und wer keins hatte ließ verschiedene Feuerkörper in die Luft fliegen; ja, etliche Schwärmer flogen sogar ins Fenster und es dauerte nicht lange, da war mein Zimmer in lauter Pulverdampf gehüllt. — Trotzdem verließ ich früh 5 Uhr die Stadt, kreuzte in etlichen Stunden bei Stevenson, bestieg in Dechert eine Zweigbahn und erreichte Mittags 12 Uhr Faietteville. Hier meldete ich mich bei Herrn Bankier Thomas und bei dem Juwelier Heimann, welche mich kommen ließen, um ihre Ländereien, worauf sie eine deutsche Colonie gründen wollten, zu bereisen.

Unter Mondscheinlern.

Den zweiten Tag bestieg ich hier früh 5 Uhr mit Herrn Heimann, seinem Sohn, Herrn Hill und einem schwarzen Kutscher einen guten Wagen und verließ die Stadt. Nahe bei Faietteville ist sehr fruchtbarer rother Lehmboden, doch nach halbstündiger Fahrt verändert sich derselbe und es tritt weißer Lehm zu Tage, welcher nicht die guten Eigenschaften besitzt. — Wir waren anfangs vor etlichen schönen Farmen vorüber gefahren und kamen nach einer Stunde in Waldung wo den Herren ihre 6000 Acker Land ihren Anfang nahmen. Immer weiter verfolgten wir die Waldung in südlicher Richtung, als plötzlich rechter Hand in Walde ein verdächtiges einzelstehendes Blockhaus stand. Auf meine Frage: „Wer wohnt hier, es ist ja kein Feld dabei?“ erhielt ich zur Antwort: „Mondscheinler“.

Wir waren kaum 100 Schritte weit gefahren, da standen auf der Straße 4 Männer, welche eben nicht gerade den besten Eindruck machten. Besonders zwei hatten echte Spitzbubengesichter. Herr Heimann sagte zu mir: „Das sind dem Mondscheinler seine Gehülfen.“

---

*) Tag der Unabhängigkeits-Erklärung.

Herr Hill winkte dem Kutscher und dieser fuhr nun links ab vom Wege in den Wald hinein. Nach kaum drei Minuten hielten wir vor einer Waldblöße und hier standen dem Mondscheinler seine Destillations-Apparate, welche ich eben gern sehen wollte. Wer jemals in eine Branntweinbrennerei gekommen ist, der muß staunen, wie diese Hinterwäldler mit solchen ganz einfachen Hülfsmitteln und Geräthschaften auch nur annähernd ein gutes Schnäpschen fabriciren können.

Die Waldblöße, welche nicht größer war, als ein Bauernhof, war mit einer Fenz umgeben. Herr Hill sprang vom Wagen, warf den Fenzriegel beiseite und wir fuhren mit dem Wagen hinein. Wir hätten uns diese Frechheit nicht erlauben dürfen, wenn nicht unser Führer, Herr Hill, mit dem Mondscheinler auf gutem Fuße stand. Kaum waren wir vom Wagen gestiegen, als auch schon der Mondscheinler mit seinen 4 Gehülfen erschien. Herr Hill trat vor und nach kurzer Begrüßung und Vorstellung meiner Wenigkeit, nahm er ihn beiseite und discutirte eine Zeitlang mit ihm, von dem wir natürlich nichts verstanden. Dann führte uns der Mondscheinler selbst zu seinen Apparaten und zeigte uns etliches.

Den größten Raum nehmen 2 Maisch- oder Gährbottiche ein und diese sind in der That gut gearbeitet, mit eisernen Reifen beschlagen und sehr groß. Dieselben waren zur Zeit mit zerkleinerten Aepfeln halb gefüllt, denn sie fingen eben an Aepfelbranntwein zu machen. Der Dampfkessel war in Lehm eingemauert und bestand nur aus einem großen eisernen Rohre und war vorn anstatt mit Blech mit einem Holzstöpsel verschlossen. Aus dem Dampfkessel führte ein Gasrohr in einen Holzständer, um die Dämpfe abzuleiten. — Nebenan standen ungefähr gegen 6 Fässer, welche oben offen und über dem Boden ein großes viereckiges Loch hatten. Es gab weder Pflaster noch Diehlen; der ganze Krempel stand auf bloßer Erde. — Ueber diese wenigen Geräthschaften war nur ein rohgezimmertes Dach, welches auf 4 rohen Baumstämmen ruhte. Wände fehlten, es war nach allen Seiten offen. — Der Mondscheinler zeigte uns noch ein 6 Fuß langes und 5 Zoll weites Kupferrohr, welches wohl zum Kühlapparat gehören mochte. — Neben diesen primitiven Brennereigeräthschaften und Gebäuden war die Zerkleinerungsmaschine aufgestellt. Auch hier mußte ich staunen über die Spitzfindigkeit

und Einfachheit, bei welcher sich die Leute selbst zu helfen wissen. — Hier stand ein Göpel und die Zahntrommel einer abgesetzten Dreschmaschine. In den Göpel spannt er seine zwei Maulesel und setzt diesen, sowie auch vermittelst einer Verkupplungsstange die Trommel mit in Bewegung, welche ebenso schnell wie sie die Körner von den Aehren der Maiskolben reißt, die Aepfel zerkleinert. Neben dieser Maschine lagen in einem großen Brettkasten etliche hundert Bushel Aepfel. Viele davon waren verfault, andere schmutzig und trugen gar kein appetitliches Aussehn. An diesen Kasten stand auch ein Ambos und mehrere Hämmer dabei zeigten, daß sie auch den Schmied selbst abgeben, um ihre Geräthschaften zu machen.

Während unserer Besichtigung, welche eine Stunde in Anspruch nahm, standen dem Mondscheinler seine 4 Gehülfen an dem Apfelkasten und fixirten uns sehr scharf und frech, ohne auch nur auf kurze Zeit ihre Augen von uns zu wenden, Mir kamen sie vor wie Galgenvögel, welche dem Zuchthaus entsprungen waren und es bedurfte vielleicht nur eines Winkes ihres Oberhauptes, so hätten sie uns kalt gemacht. — Der Mondscheinler selbst trug das Aussehen eines ehrbaren Farmers; auch Herr Heimann sagte, daß er in der Umgegend geachtet sei. Auf meine Frage: „Kann man denn die Brühe trinken, die sie mit diesen elenden Werkzeugen herstellen?“ bestätigte mir Heimann, daß sie einen starken Whisky von vorzüglicher Güte machten. — Ich wollte ihm ein Fläschchen voll abkaufen, aber sie sagten, sie hätten keinen. — Ich merkte es an ihren verlegenen Gesichtern jedoch schon längst, daß es ihnen nicht recht war, daß wir sie in ihrem Versteck überrascht hatten. Ich ließ die Bemerkung fallen: „Wenn nun ein Regierungsbeamter oder Geheimpolizist kommt, so erhalten sie wohl für ihre verbotene Arbeit und Thätigkeit Zuchthausstrafe?“ Herr Heimann erwiderte: „Sie haben ganz wahrscheinlich wohl auch eine Art Papiere, daß ihm die Beamten nicht viel anhaben können. Die Mondscheinler treiben ihr verbotenes Handwerk auch verschieden. Es giebt Mondscheinler, welche sozusagen nur halbe sind. Sie haben ihre Papiere und dadurch das Recht erlangt, Whisky zu brennen, bezahlen auch Abgaben, aber von ungefähr zehn Gallonen versteuern sie vielleicht nur zwei Gallonen“. Da

sie in Gegenden ihren Wohnsitz aufschlagen, welche abgelegen von Verkehrswegen sind, so können ihnen die Controllbeamten sehr schwer auf die Finger sehen; auch wagt sich Niemand gern in ihren Versteck, da das Aufsuchen nach ihnen mit Lebensgefahr verbunden ist. Die Beamten kennen das sehr gut und drücken ein Auge dabei zu.

Wir nahmen Abschied, fuhren nach der Straße zurück und verfolgten dieselbe in südlicher Richtung weiter. Nach 3 Minuten hielt unser Kutscher wieder an; denn hier waren hart beieinander 3 köstliche Quellen, wo das Wasser armstark hervor sprudelte und einen kleinen Bach davon bildete, welcher neben der Waldblöße vorbei floß und woraus die Mondscheinler ihr Wasser zum Destilliren nehmen. Frischer cristallheller und wohlschmeckender habe ich noch kein Wasser getrunken als dieses. Das Wasser mag auch wohl viel dazu beitragen, um einen guten Whisky herzustellen. Bevor wir aber vom Wagen stiegen, standen auch die Mondscheinler wieder vor uns. Sie waren gerade durch den Wald gegangen und kamen uns zuvor. Hier neben den Quellen hat auch der Mondscheinler sein Feld. Trotzdem es mangelhaft bestellt war, stand doch guter Mais, Kartoffeln und vor allem viel Aepfel darauf. Als wir uns voll des köstlichen Wassers getrunken, verabschiedeten sich Hill und Heimann nochmals herzlich und zwar mit den Schlußworten: „Wir bleiben gut Freund."

Bevor die Waldbäume die Aussicht verdeckten, warf ich noch einen Blick zurück auf die Mondscheinler, ob sie nicht etwa noch mit ihren Gewehren auf uns zielten. Sie blickten uns wohl nach, blieben aber ruhig in unveränderter Stellung an der Quelle stehen.

Mein Wunsch, einmal unter Mondscheinler zu gerathen, war nun erfüllt und auch glücklich abgelaufen.

Auf unserm Rückwege trafen wir einen Schweizer, welcher sich hier seine zweite Heimath wählte. Er besitzt 50 Acker Land, welches er für 2 Dollar per Acker gekauft hat, aber ihm jetzt nicht für 20 Dollar feil ist. Am meisten treibt er Baumwollenzucht, weil diese nach seiner Erklärung ihm doppelt soviel einbringt als Mais. Als einträglichen Nebenerwerb wird hier auch die Bienenzucht betrieben. Es giebt hier einen Bienenzüchter, welcher im Mai dieses Jahres aus einem

Stocke 130 Pfund Honig geschnitten hat und gedenkt im September noch 100 Pfund aus demselben Stocke zu ernten. Das Pfund Honig kostet 7 bis 8 Cent und das beweist, daß die Bienenzucht hier vortrefflich florirt. Die Leute verstehen jedoch sehr wenig davon. Sie stellen oft sehr kleine, nur schlecht zusammengenagelte Holzkästchen, welche sie von Gras und Unkraut überwuchern lassen, im Garten auf die Erde. Aber die Biene ist ein fleißiges, reinliches, intelligentes Thier und verlangt auch die entsprechende Verpflegung.

„Die Biene nennt mein Bruder
Ein Muster in der Pflicht;
Doch nennt er sie ein Luder,
Sobald ihn eine sticht! —“

Sehr ermüdet langten wir spät Abends in Faietteville an und den andern Tag Mittag verließ ich dasselbe, um über Franklin und Louisville nach Ashland zu fahren.

Die Bewohner des Cumberland-Gebirges.

Auf Anordnung des Herrn Northup, Präsident der Chataroy-Eisenbahn, wurde mir die Ehre zu theil, von Ashland per Extrazug nochmals in die Cumberland-Gebirge mit 2 Führern zu fahren. Wir fuhren bis Richardson, dem Endpunkt der Bahn. Von hier durchstreifte ich die Gegend nach verschiedenen Richtungen hin. Mir gefielen die fruchtbaren Thäler, wo man noch idyllische Plätze trifft, auch die mit Wald bewachsenen Berge mit ihrer romantischen Scenerie, ja alles gefiel mir, nur nicht die Menschen. — Geht man in einem Orte entlang, so stehen oder sitzen sie gruppenweise vor den Häusern und mustern den Fremdling mit einer frechen raffinirten Neugierde vom Kopf bis zum Fuß.

Ja, diese Gebirgsvölker sind ein seltsames hartköpfiges Volk, welches fest an eingewurzelte Gewohnheiten hält und der Civilisation, der Fortschritte in Erfindungen, Gewerbe und Einführung verbesserter landwirthschaftlicher Geräthe, Trotz bietet

Hat nicht auch der Czar von Rußland 10 Jahre lang Krieg führen müssen gegen die Gebirgsvölker im Kaukasus ehe er sie dazu brachte, seine Gesetze anzunehmen, um sie zu

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

einem civilisirten Volke zu machen. — Wie tapfer und verschlagen haben sie sich damals gewehrt. Jeder ihrer Berge war ihnen eine Festung, wo die Soldaten aus verborgenen Schluchten mit Kugelregen begrüßt wurden und die Tscherkessinnen ihren Männern zu Hülfe eilten und Steinblöcke von den Felsen lösten, um die in der Tiefe lauernden Feinde zu zerschmettern. Sie mußten wohl der Uebermacht weichen, aber nur wenig hat der Czar erzielt, denn ihre Gewohnheiten legen sie schwer ab.

Als ich 1873 am nördlichen Fuße des Kaukasus entlang reiste, lernte ich sie kennen.

Damals noch patrouillirten stets Eskorten von 3 bis 6 Mann Kosaken auf der Landstraße auf und nieder, welche in malerischen Costümen auf ihren strammen Pferden ritten, aber bewaffnet waren vom Kopf bis zum Fuß. Sie sind zum Schutze der Reisenden und der russischen Ansiedler und haben aller 10 Werst eine Station, worin sie sich abwechseln. Ohne diesen Schutz ist das Reisen dort unmöglich. — Sowie diese Bergvölker ihre malerische Kleidertracht beibehielten, so haben sie auch ihre Gewohnheiten noch innegehalten. — Anstrengende Arbeit, regelrechter Ackerbau ist ihnen fremd. Lieblingsbeschäftigung sind Jagd und Räuberwesen. Noch heute werden Tscherkessinnen und Georginerinnen, welche als die schönsten Frauen der Welt gelten, gefangen genommen oder durch Versprechungen entführt, zumeist an die Meerenge von Kertzsch auf ein Schiff gebracht und als Sclavinnen in Konstantinopel zur Vielweiberei verkauft. Weit — sehr weit liegt der Kaukasus vom Cumberland-Gebirge und viele Länder liegen dazwischen, dessen Bewohner alle ihre eigenthümlichen Gewohnheiten haben. Wohl existirt auch am Kaukasus die Sitte der Gastfreundschaft, aber auf eigene Art. Betritt der Fremdling auf unterthäner Weise einen Kojnak, so wird er als Gast aufgenommen. Der Wirth beschützt ihn, so lange er unter seinem Dache ruht, selbst seine Stammesgenossen und Freunde dürfen sich nicht an ihm vergreifen, er wird ihn vertheidigen bis aufs Blut. Sobald er aber die Hütte verläßt, ist der Schutz erloschen; nicht sicher seines Lebens steht er nun da.

Die Kentuckyer sind berühmt als gastfreundschaftliches Volk; das ist auch wahr, aber ein fleißiges Gewerbe- und

ackerbautreibendes Volk ist es auch nicht. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist auch die Jagd. Dabei leben sie genügsam wie Diogenes; denn ihre selbstgebauten Häuser sind oft nicht größer als ein großes Faß.

Die Frauen im Cumberland-Gebirge werden nicht gestohlen. Wer soll sie auch kaufen? Da sie keine Ansprüche auf besondere Schönheit machen können, würden sich keine Käufer finden.

Von Richardson nach Chicago.

Nach vollendeten Excursionen fuhr ich nach Cincinati zurück. Die Stadt, welche 1800 nur 15 Häuser enthielt, ist zu einer Geschäftsstadt ersten Ranges emporgeblüht. Die herrliche Lage, hart am Ohiofluß, wo täglich eine Menge Dampfschiffe landen, begünstigt sie auch dazu. Hier nahm ich Arbeit, um mein der Schwindsucht anheimfallendes Portemonnaie zu curiren. Die Arbeit war jedoch sehr roh, grade wie die Lehrbuben in der Fabrik, so daß ich nur 3 Wochen blieb. Wenngleich die Pressen, welche wir hier verfertigten, dazu dienten, dem Zuckerrohr seine Süßigkeit herauszupressen, so war doch an dieser Arbeit nichts süßes zu finden.

Wohl gebe es noch viel zu schildern von Cincinati, aber! „Zeit ist Geld!“ und schriftliche Arbeit wird schlecht bezahlt. So beeilte ich mich denn, meine Sachen zu packen und fuhr wieder nach Chicago in mein früheres Asyl, wo ich den dritten Tag auch anständige Arbeit erhielt und zwar, wo ich schon früher war, auf Modelle von Messing.

Mein Logis nahm ich wieder bei Herrn Kleinschmidt. Es ist eine Familie aus Hessen, welche ihr echt deutsches Wesen beibehalten hat. Herr Kleinschmidt, welcher seine Gedanken grad und offen ausspricht, ist von einnehmender Gemüthlichkeit, Anhänglichkeit und Hülfsfertigkeit. Er besitzt 2 Häuser im Werthe von 5000 Dollar, welche er sich durch Fleiß und Sparsamkeit als Eisengießer erworben hat. Die Kost ist hier gut. Früh, zu Mittage und Abends giebt es Fleisch, soviel man nehmen will, mit Kartoffeln und allerhand Gemüse, wobei auch das Roggenbrod nicht fehlt und dieses alles mit Logis nur 4 Dollar.

Chicago.

Im Jahre 1840 existirte hier nur eine unbedeutende Niederlassung von Fallenjägern und etlichen Farmern und jetzt ist sie schon zu einer Millionenstadt herangewachsen. Die Lage begünstigt sie eben vortrefflich, eine der größten Handels- und Fabrikstädte der Welt zu werden. Sie liegt an der Südspitze des Michigan-Sees und unzählige Schiffe und Eisenbahnen vermitteln den Verkehr. Wie groß wird Chicago wohl werden? Schon jetzt hat man von einem Stadtende zum andern gegen 5 Stunden zu gehen; aber jedes Jahr entstehen noch neue Stadttheile und Raum zur weiteren Ausbreitung ist genug vorhanden.

Die größte Zierde der Stadt sind die vielen Parks, welche von beträchtlicher Größe sind und wo auf kleinen Seeen, zwischen Kahnfahrern und Inseln, die Schwäne majestätisch ihre Kreise ziehn. Es giebt einen Humbold-Park, Garfield-Park, Süd-Park, Douglas-Park u. s. w. Aber der schönste von allen ist der Lincoln-Park, welcher der Stadt jährlich 150,000 Dollar zu unterhalten kostet. Hier sind nicht nur viele kostbare Denkmäler berühmter Männer, wie Präsident Lincoln, General Grand, unser Schiller u. s. w. aufgestellt, sondern auch ein Zoologischer Garten mit freiem Eintritt, sowie Gewächs- und Treibhäuser befinden sich da. Es liegt hart am Michigan-See an der sogenannten Nordseite, welches der schönste Stadttheil ist und meist von Deutschen bewohnt wird. Hier giebt es auch Straßen, welche nach berühmten deutschen Männern benannt sind. So z. B. die Schiller-, Göthe-, Wieland-, Uhland-, Herder-, Beethoven-, Mozart-Straße u. s. w.

In einer Stadt, wo so viele Deutsche wohnen, werden auch viele deutsche Zeitungen herausgegeben und ich kann sagen, sie gefielen mir ausgezeichnet. Mag auch hie und da ein Windhund-Reporter ein falsches, voreiliges Urtheil abgeben (denn diese hetzen jeder Feuerspritze nach, auch wenn nur Probe gespritzt wird, und oft mit verlegenen Gesichtern heimkehren müssen) so sind die Zeitungen im großen ganzen sehr gut redigirt. Sie sind es, welche die Interessen der Deutschen wahren, ja, sie vertheidigen oft mit aller Energie den ganzen Staat. Beschmutzt irgend ein Reporter die Verhältnisse

eines andern Staates, so zahlen sie mit derselben Münze wieder heim. Man erhält hier die wichtigsten Begebenheiten, welche in unserm alten Vaterlande und anderwärts vor sich gehen per Telegraph und 16 deutsche Zeitungen verbreiten diese Neuigkeiten.

Als ich 1 Jahr gearbeitet hatte, kam eines Tages der Werkführer, Herr C. Raffel, und kündigte wegen schlechten Geschäftsgang Feiertage an, doch empfahl er mich seinem lieben Bruder A. Raffel, welcher bei Herrn Schöninger Werkführer war. Hier erhielt ich auch eine gute Stelle, fabricirte Fahrräder (Bycycles) und arbeitete 2 Jahr lang Sommer und Winter, Tag für Tag. Herr Schöninger hat mit nur 6 Mann angefangen und die letzte Zeit arbeiteten über 1000 Mann in seiner Fabrik und Herr Raffel war als erster Werkführer wegen seines herzlichen, aufrichtigen Gemüths sehr beliebt.

Der Lohn war zu manchen Jahreszeiten, besonders bei Stückarbeit, sehr gut, so daß ich mir etliche hundert Dollar gespart hatte. Da aber im Herbst die Geschäfte schlecht gingen, nahm ich meine Abrechnung, fuhr über den Michigan-See nach dem (Duk Lake) Entensee und kaufte mir dreihundert Acker Land, um eine deutsche Früchte-Colonie zu gründen.

Ich gründe die Colonie Fruitland.

Zum zweiten Mal riscirte ich als lediger Mensch allein im Walde zu leben, ein Leben, welches nicht Jeder verträgt. Abermals schlug ich Waldbäume nieder, cultivirte ein Stück Land, zäunte es ein, baute ein Haus mit Stall, welches ich fast alles allein zimmerte Trotz vieler Arbeit war das Leben im Sommer ein herrliches. Um mein Haus standen immer grüne Bäume, Hemmlock-Tannen, welche einen angenehmen, aromatischen Geruch abgeben. Brennt auch die Sonne im Hochsommer glühend heiß auf die Erde nieder, so daß in großen Städten hunderte von Menschen am Sonnenstich sterben, war es hier angenehm, denn ein kühler Luftzug streicht über den See merklich erfrischend dahin

Die herrlichen Waldungen sind mit Eichen, Buchen, Zucker-Ahorn und der schattenreichen Hemmlock-Tanne be-

wachsen. Gegen Westen, zwischen dem Duck Lake und dem Michigan-See, erheben sich hohe, bewaldete Berge, welche den rauhen Nordwestwind brechen und der Colonie eine dem Menschen und den Fruchtplantagen nutzbringende, geschützte Lage geben. Zur Erholung und zum Vergnügen kommen jetzt schon dann und wann Leute aus Chicago und befahren mit ihren Gondeln den See, um den Fischreichthum zu erproben. Auch ist die nächste Umgebung höchst romantisch, in den nahen Bergen giebt es tiefe Schluchten und stellenweise noch undurchdringlichen Urwald, wo kaum ein Sonnenstrahl durchdringen kann und auch im heißesten Sommer Erholungsplätze zu finden sind.

Der Duck Lake ein Idyll.

Die Einsamkeit am waldumsäumten Duck Lake wird fast nur durch den Gesang der Drossel oder den im leichten Kahn dahingleitenden Fischer unterbrochen. Herrlich sind auch die Ufer des Sees, welche 5 bis 20 Fuß über dem Wasserspiegel gelegen sich majestätisch in der klaren, zu jeder Jahreszeit trinkbaren Fluth spiegeln. Mitunter kräuselt ein erquickender Luftzug die Oberfläche des Sees und die Wellen schlagen sanft an das Ufer.

Im Winter am Duck Lake.

Im Sommer ist es hier sehr schön, aber im Winter ist es, so ganz allein, öde und langweilig. Wenn der Schnee mehrere Fuß hoch liegt; wenn der Sturm von Norden kommt und mit furchtbarer Gewalt zu toben anfängt, dann wackelt das Haus, und es pfeift und heult durch den Wald als sollte der jüngste Tag erscheinen. Wenn dann durch den starken Frost und die Schneelast auf den Zweigen, dicke, uralte Bäume furchtbar krachend niederstürzen, den Schnee es haushoch weht und kein Mensch zu sehen ist, wenn die Hunde winseln und vor Furcht sich an die Beine schmiegen, und die Nacht hereinbricht, dann, ja dann gehört eine furchtlose Menschennatur dazu im Walde auszuhalten. Im Ofen lodert allerdings ein tüchtiges Feuer, denn Holz giebt es in schwerer Masse, und dann ist der Ofen auch der alleinige beste Freund.

Wochenlang ist man oft zu Stubenarrest verdammt, denn der Schnee wird von den Wegen nicht entfernt.

Das zweite Jahr nahm ich mir vor eine große Hühnerzucht anzulegen; der Anfang war auch gut, ich hatte 95 junge Hühner herangezogen, Leider wurden sie mir während meiner Abwesenheit nach und nach gestohlen, so daß ich im Herbst nur noch 10 Stück hatte. Auch meine Thüren wurden mir mittels Nachschlüssel, wenn ich, um Einkäufe zu machen, in die 6 Meilen entferntliegende Stadt ging, geöffnet. Dieses war sehr unangenehm, und ich verkaufte mein Land und Haus an Bekannte in Chicago. Meine Hoffnung recht bald gute, gemüthliche Landkäufer, respective Nachbarn zu erhalten, betrog mich auch diesmal.

Es ist für einen ledigen Menschen fast unmöglich allein im Walde zu leben, ohne einen wahren, rechtschaffenen Nachbar zu haben. Mit wehmüthigen Blicken verließ ich das stille Asyl, welches mir eine Heimath bis zu meinem Lebensabend werden sollte, und fuhr wieder nach Chicago.

Die Besiedelung Amerikas.

So lange ich in Amerika war, hat es mir nie gefallen, daß die Ansiedler ihre Farmerwohnungen stets vereinzelt in einem wahren Chaos aufgebaut haben, und nie Kolonien ähnlich wie unsere deutschen Bauerndörfer. Sie liegen oft 10 bis 50 Minuten, ja sogar 10 bis 100 Meilen weit auseinander. Die ersten Pioniere, welche die Gelegenheit hatten große Flächen Landes in Besitz zu nehmen, mögen wohl als tonangebende Ansiedler den größten Theil der Schuld daran tragen. Bei dieser unharmonischen Ansiedelungsweise, sieht man nicht, was zu diesen oder jenen Ort eigentlich gehört, oder wo er anfängt und aufhört. Doch das schlechte Ansehen ist es nicht allein. Der Mensch ist für ein gesellschaftliches Leben geboren und darauf angewiesen Aber! da die Wohnungen so zerstreut liegen, ist das gesellige Leben fast ausgeschlossen. Jungen, lebhaftere Leute, welche geselligen Verkehr lieben, gefällt es daher selten auf dem Lande. Sie fühlen sich nicht befriedigt, bei diesem Einsiedlerleben, und ziehen es vor lieber in die Städte zu ziehen, während die Farmer wegen Mangel an Arbeitern, ihr Land nur mangelhaft bestellen müssen.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN

Wie ganz anders verhält sich das Landleben in Deutschland; fast in jedem Bauerndorfe giebt es einen Gasthof mit Tanzsaal, wo die Jugend dem Vergnügen huldigen kann. Ein Bauer wohnt hart am Andern, wodurch leichter Besuche stattfinden. Ferner sind in diesen Dörfern viele Handwerker, Kirchen und Schulen, nahe denselben auch verschiedene Kaufläden, wo der Mensch nicht nur seine nothwendigsten Bedürfnisse, sondern auch je nach seinen Vermögen und Gelüsten, Luxusartikel leicht erhalten kann.

Dieses alles ist hier anders. Wie weit hat so mancher Farmer um seine Einkäufe zu machen und wie schlecht ist oft der Weg dahin, daher ist es fast kein Wunder, daß Viele, um diesen Uebelständen zu entgehen, in die Städte ziehen um ein leichteres Leben zu führen.

Schon so lange die Einwanderung existiert, sind auch Deutsche hierher ausgewandert. Sie sind der Kern des Landes, denn der deutsche Bauer ist ein echter Landbauer, während der Amerikaner ein Raubbauer ist. Das heißt: er beutet sein Land rücksichtslos aus, und sucht es, wenn es nichts mehr trägt, für einen geringen Preis zu verkaufen. Der Amerikaner sammelt keinen Dünger, um sein Land für die Zukunft ertragfähig zu erhalten. Er baut selten Ställe für das Vieh, sondern läßt es frei herumlaufen und denkt: sie mögen doch ihren Dünger selbst hinaustragen. Das Vieh, da es soll und muß, thut allerdings seine Schuldigkeit, daß aber dadurch der Dünger auf dem Felde, (wenn sie ihn wirklich bis dahin tragen), durch die Luft verdrocknet, Saft und Kraft verliert, wird nicht in Betracht gezogen. Auch ich liebe das Landleben, fühle mich aber alleinwohnend auch nicht zufrieden, wenn ich den geselligen Umgang ganz entbehren soll. Daher rathe ich jeden Deutschen Kolonien zu gründen in der Gestalt unserer deutschen Bauerndörfer. Erst dann wird man sich glücklich und frei fühlen. Es müssen dann Kirchen, Kaufläden und Gasthaus für die Erwachsenen, und Schulen für die lieben Kinder errichtet werden, um sie zu nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranzuziehen.

Von jeher wanderten die Völker von Osten nach Westen. — Zwar giebt es in Süd-Rußland, am Kaukasus, an der Wolga und am Dnieper, sowie auch in Siebenbürgen deutsche Niederlassungen. Aber was sind die wenigen gegen die Milli-

onen die über den Ocean zogen, und in Amerika eine bessere Heimath suchten und fanden. Es hieße den Krebsgang gehen, wollte man auswandern nach Asien, nach dem Himalaya, wo die Wiege des Menschengeschlechts gestanden haben soll. Oder nach dem Araratgebirge, wo Noah mit seinem Kasten niederging, und als zweiter Adam die Welt vermehrte. Heute noch treffen wir an diesem Gebirge kolossale Strecken Landes, das nicht oder doch nur sehr spärlich bevölkert ist; denn von dort aus strebte man den besseren Gegenden, dem Westen zu. —

Ich habe auch hier unzufriedene Deutsche getroffen, die dahin zurückkehrten wo ihre Wiege stand, aber den meisten gefiel es auch dort nicht wieder, und es zog sie zu den bunten, geschäftigen regen Leben und Treiben hierher, nach Amerika zurück. Auch mir erging es so. Anfangs war es Wanderlust und Fernweh, was mich immer weiter trieb, Seit etlichen Jahren jedoch, um für die Zukunft zu sorgen, trachtete ich nach einem eigenen Herd. — Denn wie das Tanzen seine Zeit hat, und die Stoßseufzer einer alten Jungfer aufhören, wenn sie einen Mann erhält, so hat auch das Reisen seine Zeit und man sehnt sich endlich einzurudern in einen sicheren Hafen, um für immer Anker zu werfen. —

Im Jahre 1878 betrat ich zum ersten Mal Amerika. Der Eindruck der fremden Verhältnisse, das Klima, und manches andere nimmt einen etwas befangen. Man besitzt anfangs nicht die nöthige Auffaßungsgabe und Beurtheilungskraft, wodurch ja so Mancher Schiffbruch leidet. Erst später wird man thatkräftiger und durch vielfache Erfahrungen bildet sich das Urtheil. —

Zum dritten Mal in Chicago.

Zwei Jahre waren bei meinem Landleben verfloßen, und mein erster Weg in Chicago war zu meinen alten Freunden. Dann zog es mich wieder in Herrn Schöninger seine Fahrradfabrik und der Werkführer Herr Raffel stellte mich auch sofort wieder ein. Fünf Monate arbeitete ich in zufriedener Weise, aber als im Juni 1893, gerade zur Weltausstellung, viele Banken Bankrott machten und ein sehr schlechter Geschäftsgang eintrat, und alles stockte, wurde auch ich mit vielen andern Arbeitern entlassen. Neun volle Monate war es un-

möglich Arbeit zu erhalten. Bei diesem Nichtsthun setzte ich mein erspartes Geld wieder zu, und als im Januar bei Herrn Schöninger, wo ich so lange gearbeitet hatte, die Arbeit wieder begann, wurde ich abgewiesen. Die Veränderung, daß der Werkführer die Arbeiter nicht mehr einstellen durfte, sondern der Zahlmeister, war der oberflächliche Umstand. Die Wahrheit habe ich nie erfahren, warum ich abgewiesen wurde. Die Werkführer, welche ich darum fragte, hatten nicht das geringste gegen mich. Aber ich weiß, es giebt in und um solchen Fabriken immer etliche Windbeutel-Adjutanten, welche nichts lieber thun als Hetzerei, um Andere zu schädigen. Mir ist es noch nie in meinem Leben eingefallen, einen Menschen zu vertreiben oder in Schaden zu bringen, und wie viel besser wäre es auch, wenn die Menschen einander hülfreich zur Seite ständen, wie echte Freunde, um herzlich und brüderlich durch dieses Erdenleben zu gehen.

Die Menschen, dann den Engeln gleich,
Sie werden leicht — weil ohne Sünden,
Auf Erden, wie im Himmelreich
Am Richterstuhle Gnade finden.

Ich erhielt zwar in einer anderen Fahrradfabrik bei Cormully & Jeffery Arbeit, aber auch nur auf 3 Monate. Die Geschäfte gingen eben garnicht, und so nahm ich mir vor in mein altes Vaterland zurückzukehren, um wenigstens meine Verwandten einmal wieder zu sehen.

Heimkehr.

Nach herzlichen Abschied von meinen Freunden, lößte ich ein Billet von Chicago bis Hamburg, welches 30 Dollar, 120 Mark kostete; davon wurden 15 Dollar auf die Eisenbahnfahrt von Chicago bis New-York gerechnet, welches ich in zwei Tagen erreichte. Hier stand der Schnelldampfer „City of Paris" schon bereit, der mich mit 1500 Passagieren über den Ocean tragen sollte, und nach einer 7tägigen ruhigen Fahrt landete ich in South Hampton, England. Hier mußten wir per Eisenbahn über Watterloo nach London fahren, um von da auf einem kleinen Dampfer,

Namens „Minerva“, in zwei Tagen nach Hamburg zu dampfen. —

Ich rathe Niemanden mit dieser Amerika-Linie zu fahren, denn das Fleisch, welches wir erhielten, war kaum zu genießen, aber das ekelhafteste ist das viele Umsteigen und dabei die Sorge um die Koffer. Viel besser ist da doch die Bremer Linie, wo man direkt fährt und anständigeres Essen erhält.

Noch eine kurze Eisenbahnfahrt und ich fand freundliche Aufnahme bei meinen Verwandten bei Dresden, die mich aber nach einer 15 jährigen Abwesenheit kaum wieder erkannten.

Wohl hatte ich meine alte Heimath glücklich erreicht, aber mittellos, und da man ohne Geld nicht leben kann, so stellte mir mein Neffe Oskar Dreßler, welcher eine große Tischlerwerkstelle besitzt, den Antrag, mein Patent bei ihm zu verfertigen und auf den Markt zu bringen. Es ist dieses ein gutunterhaltendes Spiel für 2 bis 12 Personen.

Wer über dieses Spiel, oder weitere Auskunft über Amerika wünscht, der wende sich an

Herrn Oskar Dreßler in Seifersdorf
bei Rabenau (Sachsen).

In der Hoffnung, daß mir der Leser in freundschaftlicher Gesinnung gefolgt, und mir Fehler, die bei den verschiedenartigen Gesinnungen den Menschen fast unvermeidlich sind, verzeihen möge

zeichnet Hochachtungsvoll

C. F. M. Zill.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL · DRESDEN

103 Sonnenstrahl und Rose.

SLUB
Wir führen Wissen.
KARL MAY
STIFTUNG
RADEBEUL-DRESDEN